

## **Teil II: Homo militaris**

---

### **4. ZUR FELDANALYSE**

Soziale Felder wie das Militär sind „Spielfelder“, in denen die Machtressourcen der sozialen Akteure, also das ökonomische, kulturelle und soziale Kapitel, immerfort zur Disposition stehen. Dadurch, dass die sozialen Akteure diesen Kampf um die Machtressourcen führen, wird die Praxis des Feldes reproduziert. Das soziale Feld definiert einen Raum des Möglichen, der jedem Akteur „als eine Menge wahrscheinlicher Zwänge, zugleich Voraussetzung und Komplement einer endlichen Menge möglicher Nutzungen“ (Bourdieu 1999: 372) erscheinen will. Die einzelnen sozialen Felder unterscheiden sich nach der Bedeutung der jeweiligen Kapitalsorte, welche die Gewinnchancen in einem Feld bestimmt. Im Rahmen eines Feldes stellen Kapitalien Verfügungsmacht dar und gleichen damit „Trümpfen in einem Kartenspiel“ (ders. 1985: 10), die die Profitchancen im entsprechenden Feld determinieren. Folglich definiert Bourdieu (ebd. 10f) die soziale Stellung eines Akteurs anhand seiner Stellung innerhalb eines sozialen Feldes gemäß der Verteilungsstruktur der Kapitalsorten als Machtmittel.

Mittels des Habituskonzepts ist dann die Ökonomie der praktischen Handlungen der Akteure in diesem sozialen Feld analysierbar. Der Habitus bildet die unterbewusste Interessengebundenheit in den Tätigkeiten der Akteure und die Strukturierung dieser Interessen ab. Der Habitus stellt ein ‚System‘ von in der Beziehung zu einem Feld erworbenen Dispositionen dar, das wiederum erst dann wirksam wird, wenn es auf Bedingungen trifft, die bereits in ihm angelegt sind. Ein habitualisiertes Interesse am spezifischen Feld verlangt die soziale Praxis des Feldes demjenigen grundsätzlich ab, der in es eintreten und in ihm verbleiben will.

Als Produkt einer bestimmten Geschichte wirkt das Feld als Vermittlungsinstanz zwischen Gesellschaft und Akteur, während sich aus der Geschichte heraus die Feldeffekte auf die Praktiken der Akteure auswirken, ohne dass im vorlie-

genden Fall die Soldaten es sich selbst erklären könnten, „was eben einfach nur so gemacht wird“. Hinzu kommt, dass in jedem Moment die gesamte Geschichte des sozialen Feldes über *soziale Institutionen* präsent oder gar vergegenständlicht ist. Die dauerhafte Existenz von sozialen Institutionen ist allerdings nur durch die Einbettung in eine Gesamtheit von Regeln und Regularitäten möglich, die letztlich als historische Konstruktionen zu betrachten sind.

Zur Analyse des militärischen Feldes als einem Kräftefeld gilt es zunächst einen Ansatz zu verfolgen, welcher die Nahtstellen von praktischem Handeln und Gesellschaftsstrukturen betrachtet. Die Struktur des Feldes selbst hängt von der Verteilung der Kapitalsorten ab (ders. 1995: 10). Das Militär ist dazu in seinem Verhältnis zum Feld der Macht zu mustern. Es gilt, die objektive Struktur der Relationen zwischen den Positionen der in diesem Feld konkurrierenden Akteure und Gruppen zu bestimmen.

Grundsätzlich lassen sich drei allgemeine Merkmale festmachen, die zur Bestimmung eines *sozialen Feldes* dienen können und allen sozialen Feldern gemein sind: (1.) ihre Position im Verhältnis zum Feld der Macht, (2.) eine objektive Struktur der Relationen zwischen den Positionen der in diesem Feld miteinander konkurrierenden Akteure oder Institutionen, und (3.) die Dispositionssysteme, die die Akteure jeweils durch Verinnerlichung eines bestimmten Typs von sozialen und ökonomischen Verhältnissen erworben haben und für deren Aktualisierung ein bestimmter Lebenslauf in dem betreffenden Feld mehr oder weniger günstige Gelegenheit bietet (Bourdieu/Wacquant 1996c passim). Mittels der Analyse der spezifischen Logik der Praxis, die sich in den unterschiedlichen sozialen Feldern bildet, können die Strukturen eines sozialen Feldes wie dem Militär erkannt werden.

Die nachfolgende Untersuchung des militärischen Feldes der Bundesrepublik Deutschland (BRD) will für die Gesamtheit dieses Feldes gültige Aussagen aufstellen und klammert die spezifische Logik der besonderen Felder der verschiedenen Teilstreitkräfte und Organisationseinheiten aus.

## 4.1 Stellung im Feld der Macht

Alle sozialen Felder sind nach ihrem Verhältnis zum Feld der Macht zu untersuchen, da nur so die Positionen der jeweiligen Felder im sozialen Raum darstellbar sind. Die Kapitalverhältnisse der einzelnen sozialen Felder bringen sie in ein Hierarchieverhältnis zueinander. Das staatliche Feld hat nun nach Bourdieu hinsichtlich des symbolischen Kapitals einen enormen Vorteil gegenüber den übrigen sozialen Feldern denn es beansprucht die Steuerhoheit und das Gewaltmonopol für sich. Staatliche Ordnung besitzt einen militärischen Charakter, weil

dem staatlichen Gewaltmonopol die ausschließliche Verfügung über erforderliche Mittel wie Polizei und Armee zu Grunde liegt. Als Stabilisator der herrschenden Verhältnisse dient der Staat bzw. die „politische Gesellschaft“ (Gramsci) in hierarchisch gegliederten Gesellschaften vor allem den Profiteuren der herrschenden Ordnung. Die Macht der herrschenden Klasse ruht jedoch nicht nur auf Besitz und Einfluss im Staat, sondern auch auf einer fortgeschrittenen und komplexen „Zivilgesellschaft“ (Gramsci), insofern diese an das geltende Wirtschaftssystem und die herrschende Ordnung glaubt oder sich mit ihr abfindet. Erst die Legitimation durch die Institutionen der Zivilgesellschaft und durch die Massen erlaubt Macht in Herrschaft zu wandeln. Daher gilt ein strukturelles Bedingungsverhältnis von symbolischer Gewalt und der Trinität von Territorium, Staat und Volk (Eder 1999: 44). Diese Trinität von Volk, Territorium und Staat bildet sich im Militär wie in kaum einer anderen Institution der politischen Gesellschaft ab. Ansätze zivil-militärischer Beziehungen haben dies zu berücksichtigen.

Trotz seiner Funktion als ‚Erfüllungsgehilfe‘ der herrschenden Klasse verfügt der Staat aufgrund seiner rechtlichen und militärischen Gewaltmittel über Autonomie. Alle staatlichen Politikfelder und ihre politikspezifischen Institutionen folgen dem Nomos der legitimen Machtausübung (Barlösius 2004: 152). Als Teil der politischen Gesellschaft bzw. der politischen Institution der Staatsgewalt stellt das militärische Feld einen zentralen Ort *institutioneller Gewalt* dar, denn es integriert auf ganz besondere Weise das Bedingungsverhältnis von Herrschaft, Macht und Gewaltsamkeit. Soldaten als Akteure dieses sozialen Feldes repräsentieren das staatliche Gewaltmonopol, da sie sich als Staatsangestellte von Berufs wegen mit dem „management of violence“ (Lasswell 1941) befassen. Dem militärischen Feld fällt nun innerhalb des Feldes der Macht die Aufgabe zu, direkte Gewalt als einer spezifischen Modalität sozialen Verhaltens vorzuhalten und gegebenenfalls anzuwenden sowie dauerhafte Abhängigkeits- und Unterwerfungsverhältnisse zu stabilisieren. Durch die Darstellung herrschaftlicher Macht und der potenziellen Ausübung körperlichen Zwangs erhält das Militär eine stark ordnungsstiftende Funktion hinsichtlich gesellschaftlicher Wirksamkeit und sozialer Bedeutung.

Die Streitkräfte eines Landes fungieren als Garant der Landesgrenzen und der herrschenden Ordnung, weswegen ihnen zur Aufrechterhaltung gesellschaftliche Herrschafts- und Machtverhältnisse eine bedeutende Rolle zukommt. Ein Stehendes Heer ist aufgrund seines Waffenpotenzials und einer eingespielten Organisation grundsätzlich zu politischer Erpressung bzw. zum Putsch in der Lage. Daher steht es im Interesse des Souveräns die militärische Macht einzuhüften, denn aufgrund seiner umfassenden Bewaffnung könnte sich das Militär auf

die eine oder andere Weise direkt in politische Geschäfte einmischen. Illegitime Interventionen des Militärs in die zivile Politik können verschiedene Formen annehmen. Samuel Finer [1962] unterscheidet drei Interventionsformen, die eine Verletzung des Prinzips der zivilen Kontrolle darstellen. Als erstes nennt Finer (2002: 140ff) die Ausübung von Druck auf die zivile Regierung. Dabei nimmt das Militär Einfluss auf politische Entscheidungen, indem es droht, politische Gruppen zu unterstützen, die gegen die Regierung agitieren, bzw. die Regierung nicht gegen gewaltbereite Gruppen im Inneren zu verteidigen.<sup>1</sup> Die zweite Form politischer Intervention besteht in der Ankündigung, unter bestimmten Bedingungen die zivile Regierung teilweise oder ganz auszutauschen. Der konkrete Umsturzversuch stellt die dritte Interventionsform dar, indem die Streitkräfte entweder eine zivile Rebellion gegen die demokratisch gewählte Regierung aktiv unterstützen bzw. selbst zu putschen.

Es bestehen nun mehrere Mechanismen, um die Norm der militärischen Unterordnung gegenüber der Exekutive zu erreichen:<sup>2</sup> Ein Mechanismus (a) zur Selbstdisziplinierung des Militärs besteht darin, lediglich bestimmten Bevölkerungsgruppen, die dem Staat gegenüber als besonders loyal gelten, den Zugang zum Offizierkorps zu gestatten. Dies läuft auf Selbstrekrutierung aus staatsnahen, herrschenden Schichten (z.B. Adel, Bourgeoisie) hinaus, da diese ein quasi natürliches Interesse an der Beibehaltung der herrschenden Ordnung besitzen. Ein weiterer Mechanismus zur Wahrung des Primats der Politik (b) besteht darin das Militär dahingehend zu formen, dass es Leute anzieht, die eine Veranlagung zum Gehorsam und zur Unterwerfung unter die bestehende Ordnung mitbringen. Es ist nahe liegend, dass sich dieses Schema vorwiegend bei einem Personenkreis findet, der an der symbolischen Anerkennung und Legitimität der herrschenden Ordnung teilhaben möchte. Ein letzter Mechanismus (c) läuft auf die Schaffung von Anreizen und Vorteilen hinaus, die groß genug sind um die freiwillige Unterordnung der Soldaten zu garantieren.

Da die Schwächung des Militärs von Seiten der Regierung mit einer gleichzeitigen Schwächung des Landes gegenüber auswärtigen Bedrohungen einherginge, gibt es prinzipiell zwei Möglichkeiten das Stehende Heer einzuhegen und dabei gleichzeitig zivile Kontrolle und hohe Kampfkraft zu verbinden. Die eine Alternative besteht darin den Primat der Politik rechtlich festzuschreiben bzw. den Soldaten durch einen Eid darauf zu verpflichten. Die andere Alternative besteht darin, die Dispositionen des Militärs zur Intervention zu reduzieren, indem

---

1 Die Konzessionen der deutschen Reichsregierung an die Führung der Reichswehr im Dezember 1918 fallen in diese Kategorie.

2 Vgl. auch Feaver 1999: 226f.

Gehorsam als zentraler militärischer Wert implementiert und das Militär somit aus sich heraus diszipliniert. Das Professionskonzept besitzt solch einen selbst-disziplinierenden Aspekt (Fournier 1999 *passim*).

Als sehr effektiv zeigt es sich grundsätzlich, dem soldatischen Berufsverständnis – im angelsächsischen Sprachraum wird von *military professionalism* gesprochen – das Prinzip von Befehl und Gehorsam zu einer Frage der Ehre zusammen. Die militärischen Tugenden von Dienst und Disziplin drücken dies aus. Dieses Ehrverständnis speist sich aus der Annahmen einer gerechten Sache zu dienen. So wird erstens in staatsbürgerlichen Unterrichten auf die Rechtmäßigkeit der eigenen Staatsform und positiv auf geschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Staates verwiesen, um Legitimation für die herrschende Ordnung zu erreichen. Auch die Vorgabe eines sinnstiftenden Zweckes wie etwa der eigenen Nation zu dienen, schafft Gehorsam. Der soldatische Dienst wird in diesem Zusammenhang oftmals von der politischen Führung mit dem Begriff der nationalen Schicksalsgemeinschaft verknüpft. Ein dritter Mechanismus läuft auf die Schaffung von direkten Anreizen und Vorteilen hinaus, die groß genug sind um die freiwillige Unterordnung der Soldaten zu garantieren.<sup>3</sup> Dem Vorwurf der Käuflichkeit wird von Soldaten mit Verweis auf das Treueversprechen gegenüber dem Heimatland widersprochen. Soldaten verstehen ihre Tätigkeit daher stets als Dienst und niemals als Arbeit.

Ökonomische Überlegungen spielen aber seit dem 20. Jahrhundert eine herausragende Rolle um den Beruf des Soldaten zu ergreifen und damit billigend militärische Unterordnung und potenzielle körperliche Beeinträchtigung für sich zu akzeptieren (Lippert/Zabel 1977: 83f).<sup>4</sup> Diese Mechanismen können einander ergänzen und sich überlagern. Oftmals soll der Einstieg ins Militär dem sozialen Aufstieg dienen, der unter anderem durch die im Militär angebotenen (Berufs-) Bildungsabschlüsse und gute Verdienstmöglichkeiten ermöglicht wird. Der Offizierberuf ist kaum noch ein Feld der alten Elitenreproduktion als vielmehr ein sozialer Aufstiegmechanismus (Zoll 2003: 193). Nur, dass die ungeschriebenen Regeln der alten Elite die zur Stärkung des berufständischen Ethos dienen, weiterhin gelten. All diese Mechanismen können einander ergänzen und sich über-

- 
- 3 Ökonomische Überlegungen spielen seit dem 20. Jahrhundert eine herausragende Rolle um den Beruf des Soldaten zu ergreifen und damit billigend militärische Unterordnung und potenzielle körperliche Beeinträchtigung für sich zu akzeptieren (Lippert/Zabel 1977: 83f).
  - 4 Dem Vorwurf der Käuflichkeit wird von Soldaten mit Verweis auf das Treueversprechen gegenüber dem Heimatland widersprochen. Soldaten verstehen ihre Tätigkeit daher stets als Dienst und niemals als Arbeit.

lagern. Diese Stabilisierungsmechanismen verhindern allerdings nicht den Wandel des militärischen Feldes.

Es zeigt sich, dass zum einen aufgrund seiner national einzigartigen Stellung ein militärisches Feld zum Vergleich vor allem die eigene Geschichte bzw. die Vorgängerarmee oder aber Armeen anderer Länder heranzieht. Dies geschieht schon aufgrund des ständigen Vergleichs mit anderen Streitkräften wegen der oftmals vorhandenen Gegnerschaft zwischen Ländern oder aber in Militärallianzen wegen der erstrebten Kompatibilität. Zum anderen zeigt sich, dass staatliche Militärorganisation und Wirtschaftsunternehmen einander gegenseitig beeinflussen. Die Entwicklung verläuft dabei von der Entstehung der Betriebsorganisation nach militärischem Vorbild zur Ökonomisierung des Militärs nach betriebswirtschaftlichen Maßstäben. In Anlehnung an Weber [1921] ist diese Ökonomisierung am Bedeutungszuwachs von Handlungsorientierungen, die am Zweck-Mittel-Denken ausgerichtet sind, und am relativen Bedeutungsverlust von affektiven und traditionalen Handlungsorientierungen in Organisationen und Gesellschaft zu sehen.

Vor diesem Hintergrund wird es verständlich, dass deutsche Kommandeure und andere Spitzenmilitärs seit einigen Jahren oftmals von der Bundeswehr als einem „Unternehmen“ reden. Dazu ein Beispiel aus der Truppenpraxis: Einhundertzehn Oberfähnriche des 74. Offizieranwärterjahrgangs im Heer wurden während des zentralen Beförderungsappells der 1. Panzerdivision am 27.06.2007 in der historischen Kaiserpfalz von Goslar zu Leutnanten befördert. „Sie gehören vom heutigen Tage an zu den Führungskräften des Großunternehmens Bundeswehr, dessen erklärtes Unternehmensziel die Einsatzfähigkeit ist“, betonte der Kommandeur der 1. Panzerdivision Generalmajor Wolf Langheld gegenüber den jungen Offizieren in Anwesenheit von knapp vierhundert Ehrengästen.<sup>5</sup> Auffallend ist an diesem Beispiel und vielen ähnlichen Fällen die Begrifflichkeit, der sich die militärische Führung seit Beginn der Deregulierungspolitik in den 1990er Jahre zur Bezeichnung der Bundeswehr bedient. Die Bundeswehr, eine staatliche Großbürokratie, wird betriebswirtschaftlich als Unternehmen bezeichnet. Pikanterweise hat das Stehende Heer ja seine Wurzeln im Kriegsunternehmertum der frühen Neuzeit (Weber 1972: 467).

„Die zivile Gesellschaft strickt mächtig mit an der Militärkultur. [...]. Die Manager der Rüstungskonzerne und die hohen Militärs verstehen sich ausgezeichnet. Aber die militärisch-zivile Grauzone dehnt sich erheblich weiter, entpuppt sich als vielfältig bestelltes Feld“ (Armanski 1983: 190f).

---

5 Quelle: [www.deutschesheer.de](http://www.deutschesheer.de) abgerufen am 17.07.07.

Dieses mit staatlichen Symbolen sehr aufgeladene soziale Feld innerhalb des Feldes der Macht steht heutzutage nicht nur in Deutschland sondern in fast allen westlichen Ländern an unterer Stelle im Feld der Macht. Dies zeigt sich besonders gut daran, dass die Elite des Militärs immer weniger als gesellschaftliche Elite aufgefasst wird, junge Menschen aus den oberen Schichten immer seltener dem Militär beitreten,<sup>6</sup> und das Offizierkorps überwiegend aus sozialen Aufsteigern aus dem Kleinbürgertum besteht. Die symbolische Macht der Bundeswehr ist innerhalb des Feldes der Macht an sich schwach. Die Stärke der Bundeswehr besteht allerdings in ihrer symbolischen Macht für das Feld der Macht.

Wie kaum eine andere politische Institution des Staates repräsentiert das Militär die herrschende Ordnung, denn es stellt die Trinität von Volk, Territorium und Staat (Eder 1999: 44) dar. Zur Legitimation des Feldes der Macht gegenüber der Volksklasse ist ein respektiertes Militär unerlässlich.

Das größte Kapital des militärischen Feldes in Deutschland ist seine große Anerkennung im Volk. Diese Legitimation erreichen viele Armeen unter anderem dadurch, dass sie als Arbeitgeber von Leistungssportlern fungieren. Die medial übertragenen Erfolge dieser Leistungssportler, die zugleich Soldaten sind, fallen in gewissem Umfang auf das Militär zurück, da es als Arbeitgeber und Sponsor zu den sportlichen Siegen beiträgt. Erfolgreiche Athleten in Uniform können durch sportliche Siege für ihr Land zur Stärkung der herrschenden Gesellschaftsordnung beitragen. Sowohl die Armee als auch die Nation sollen von den Siegen der Sportler in Uniform bei internationalen Sportwettkämpfen profitieren (Becker 2004: 60ff). Sportlichkeit besitzt im Militär und durch das Militär für die zivile Gesellschaft zudem die symbolische Dimension von Männlichkeit, Kampf, Konkurrenz, Körperlichkeit und Prestige. Die Fähigkeit zur Legitimierung der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse stellt die wahre Machtquelle des Militärs dar.

Die symbolische Macht des Militärischen strukturiert die symbolische Ordnung auch innerhalb der Bundeswehr homolog zu physischen, ökonomischen und kulturellen Machtstrukturen. Die militärische Befehlskette verläuft nicht umsonst entlang der Hierarchie von Dienstgradgruppen und dementsprechend deutlich unterschiedlicher Bezahlung. Die institutionelle Gewalt welche die Bundeswehr repräsentiert, setzt die symbolische Ordnung durch, indem Macht- und Herrschaftsverhältnisse quasi in Natur verwandelt werden. Dazu wollen wir uns zunächst die formale Ordnung des militärischen Feldes anschauen.

---

6 Das Vereinigte Königreich stellt hier noch eine Ausnahme dar.

## 4.2 Die formale Ordnung des militärischen Feldes

Der analytische Gegenstand der formalen Ordnung des militärischen Feldes sind die objektiven Relationen, die zwischen diesem Feld und dem gesellschaftlichen Machtfeld bestehen, und die Mechanismen, die diese Relationen reproduzieren. Die Regeln des ‚sozialen Spiels‘ werden nicht stets neu erfunden, sondern sind zu einem guten Teil in juristischen Vorschriften niedergelegt weswegen die Akteure in einem gewissen Glaubensverhältnis zu den Abläufen des Spiels und ihrem sozialem Feld stehen. Im Laufe der militärischen Sozialisation strukturiert die spezifische Ordnung zugleich die Wahrnehmungs-, Denk- und Beurteilungsmuster der Soldaten.

Die offiziellen Regeln der Soldatischen Ordnung spielen eine maßgebliche Rolle, da sie das Handeln im Rahmen der Staatsgewalt rechtlich absichern und moralisch legitimieren. In die alltäglichen Sichtweisen sind die Herrschaftsstrukturen eingelagert, doch bleiben sie als solche nicht nur zumeist unerkannt, sondern erscheinen aufgrund ihrer Selbstverständlichkeit als vollkommen legitim. So verstanden handelt es sich bei Kultur um die in der sozialen Praxis hergestellte Herrschaftsbeziehungen.

In der Truppe richtet sich der alltägliche Dienst überwiegend nach dem *Dienstplan*, der im Allgemeinen wochenweise erstellt wird. Der Dienstplan regelt den Tagesablauf der Soldaten, da er mehr oder minder detailliert die Aufgaben und Ausbildungsabschnitte der Kompanie und ihrer Züge samt jeweiliger Verantwortlichkeit festlegt. Außerhalb des Grundausbildungsbetriebs ist der Tagesablauf der Soldaten vor allem durch die *Rahmendienstzeit* geprägt, die den Dienstplan maßgeblich strukturiert. Die tägliche Rahmendienstzeit „beträgt montags bis donnerstags zehn, freitags sechs Stunden und schließt Pausen ein“ (BMVg 1997: 169). Die Ausführung der im Dienstplan festgelegten Tätigkeiten während und außerhalb der Rahmendienstzeit, also die gesamte dienstliche Praxis der Bundeswehrsoldaten, haben im Rahmen der „Soldatischen Ordnung“ zu geschehen.

Die *Soldatische Ordnung* ist das Regelwerk für Verhalten und Erscheinungsbild des Soldaten der Bundeswehr, für das Zusammenleben in der militärischen Gemeinschaft und für die Formen des Auftretens nach innen und außen (BMVg 1999: 27). Eine Vielzahl von Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften ist rechtliche Grundlage der Soldatischen Ordnung. Die „Rechtsordnung der Bundeswehr“ basiert auf der „Wehrverfassung der Bundesrepublik Deutschland“ (BRD). Die Grundrechte des Grundgesetztes der BRD gelten dabei mit Einschränkungen auch für die Soldaten der Bundeswehr. Die Soldatische Ordnung ist zwar an zivilen Rechtsmaßstäben orientiert, erlegt dem Soldaten aber strenge

re Regeln auf. Sich von oben nach unten verbreiternd gestaltet sich die Rechtsordnung der Bundeswehr aus den relevanten Artikeln des Grundgesetzes („Wehrverfassung“), darunter dann aus einfachgesetzlichen Regelungen, welche von Verordnungen und weiteren Ausführungsbestimmungen ergänzt werden. Das Soldatengesetz (SG) schränkt Grundrechte dort ein, wo militärische Funktionsprinzipien dies verlangen. Eine Ebene tiefer sind Dienstvorschriften, Erlasse, Leitbilder und Weisungen zu finden. Verfassung und Gesetze, entspringen – gemäß dem Primat der Politik – der Legislative. Hingegen haben *Dienstvorschriften* ihren Ursprung im Geschäftsbereich des BMVg. Dienstvorschriften sind die Reglementarien welche den Truppenalltag bestimmen.

Die *Wehrverfassung* setzt sich schwerpunktmäßig mit dem Auftrag der Bundeswehr, der Stellung der Streitkräfte im politischen System der BRD und der rechtlichen Stellung des Soldaten auseinander. Den Soldaten werden zwar prinzipiell alle Grundrechte zugestanden, doch in dem Maße eingeschränkt, wie es aus funktionaler Sicht aufgrund militärischer Zwänge unbedingt notwendig erscheint (ZDv 10/1, Nr. 207). Im Verteidigungsfall und im Einsatz sind insbesondere das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit (Art. 2 Abs. 2 GG) eingeschränkt. Gesetze, die der Verteidigung und dem Schutz der Zivilbevölkerung dienen, dürfen das Grundrecht der Freizügigkeit und der Unverletzlichkeit der Wohnung beeinträchtigen. Art. 17a Abs. 1 GG (Suspension von Grundrechten) bestimmt, dass Gesetze über Wehr- und Ersatzdienst für die Zeit des jeweiligen Dienstes dementsprechende Einschränkungen auferlegen können. Von dieser Regelung sind, die Meinungsfreiheit, die Versammlungsfreiheit und das Petitionsrecht betroffen. Der Art. 17a GG räumt einfachgesetzlichen Regelungen zu Wehr- und Ersatzdienst bzw. zu Verteidigung die Einschränkung von Grundrechten ein. Das *Soldatengesetz* (SG) ist eine solche einfachgesetzliche Regelung und stellt eine Normierung zentraler Fragen der Rechtsstellung des Soldaten und seines Dienstverhältnisses dar. Das SG enthält die grundlegenden Bestimmungen über das Dienstverhältnis deutscher Soldaten aus denen sich die Einschränkungen bestimmter Grundrechte ableiten.

Die stärkste Grundrechtseinschränkung ergibt sich aus der Pflicht zum treuen Dienen gem. § 7 SG, die im Extremfall den Einsatz des Lebens und der Gesundheit verlangt. Das in Art. 2 Abs. 2 GG garantierte Recht auf körperliche Unversehrtheit kann aber auch durch dienstlich angewiesene Impfungen gemäß § 17 Abs. 4 SG eingeschränkt werden. Die Freiheit der Meinungäußerung (Art. 5 Abs. 1 GG) und die in Art. 8 GG kodifizierte Versammlungsfreiheit können durch die Pflicht zum treuen Dienen (§ 7 SG), durch die Pflicht zum Eintreten für die freiheitliche, demokratische Grundordnung (§ 8 SG), durch Kameradschaftspflicht (§ 12 SG), durch Wahrheitspflicht (§ 13 SG), durch Verschwie-

genheitspflicht (§ 14 SG), durch Einschränkung politischer Betätigungen (§ 15 Abs. 1, 2 und 4 SG), durch die Disziplinpflicht und die Pflicht zum achtungswürdigen Verhalten (§ 17 Abs. 1 und 2 SG) sowie durch die Verpflichtung der Offiziere und Unteroffiziere, sich auch nach dem Ausscheiden aus dem Wehrdienst nicht gegen die freiheitliche, demokratische Grundordnung zu betätigen (§ 17 Abs. 3 und § 23 Abs. 2 Nr. 2 SG), eingeschränkt werden. Schließlich kann das Grundrecht der Freizügigkeit (Art. 11 Abs. 1 GG) durch die Pflicht zum Wohnen in der Gemeinschaftsunterkunft (§ 18 SG) eingeschränkt werden. Im Gegensatz zu Zivilisten kann das Recht auf Freiheit der Person (Art. 2 Abs. 1 GG) auch durch Freiheitsentzug gemäß Wehrdisziplinarordnung (WDO) oder Wehrstrafgesetz (WStG) eingeschränkt werden.

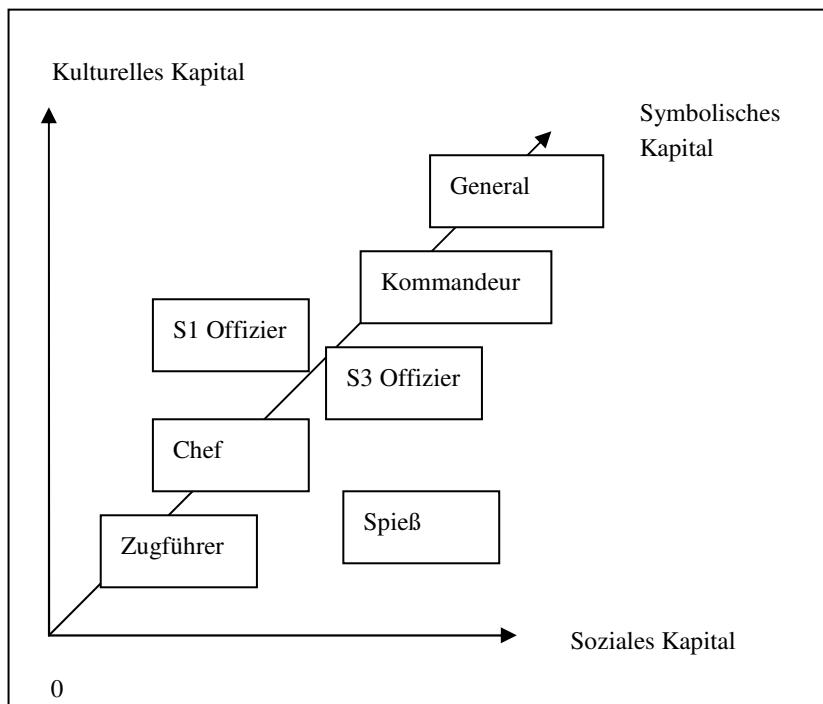
Der von der Legislative dem gesamten Geschäftsbereich des BMVg zur Verfügung gestellte Freiraum für eigene Regelungen ist beträchtlich. Gerade die Vorgaben dieser Ebene sind es, die den täglichen Dienst des Soldaten wesentlich bestimmen und damit große Wirkung im Truppenalltag entfalten (Burghardt 1979: 8). Dabei kommt den „Zentralen Dienstvorschriften“ (ZDv) eine besonders nachhaltige Bedeutung zu, da sie sich häufig auf die gesetzlichen Bestimmungen beziehen und für den Geschäftsbereich des BMVg handhabbar machen sollen. So werden in der ZDv 14/5 „Soldatengesetz“ die wichtigsten Rechtsgrundlagen und Verwaltungsvorschriften gebündelt, die für die militärische Personalbearbeitung nötig sind. Die Art und Weise die Personalangelegenheiten der Soldaten zu bearbeiten ist damit zwar niedergelegt, doch die Augestaltung dieses für die Ordnung des Feldes grundlegenden Aspekts obliegt dem Vorgesetzten.

Bourdieu bezeichnet Auseinandersetzungen auch mit dem Terminus des „sozialen Spiels“. Soziale Spiele unterliegen spezifischen Regeln, die wiederum in enger Verbindung zur unterschiedlichen Verteilung verschiedener Kapitalien innerhalb eines sozialen Feldes stehen. Somit sind soziale Felder nicht als homogene Systeme zu betrachten, sondern zeichnen sich gerade dadurch aus, dass die Akteure eines Feldes in ihren Merkmalsausprägungen verschieden sind, was für das Soziale geradezu konstitutiv ist (Krais/Gebauer 2002: 56f).

Die relationale Positionierung der Akteure innerhalb des militärischen Feldes steht in Übereinstimmung mit ihrer objektiven Kapitalausstattung. Ihre besondere Bedeutung besteht in der Stabilisierung der Ordnung des sozialen Feldes. *Der Raum der objektiven Positionen* zu anderen Akteuren eines Feldes muss notwendigerweise gemeinsam mit dem Raum der Stellungnahmen im Feld betrachtet werden. Das soziale Feld ist ein Raum von Positionen, welchen die Akteure als Konkurrenten einnehmen (Bourdieu 1998: 121). Gemäß der hierarchischen Stellung im sozialen Raum des militärischen Feldes bestehen unterschiedliche

relationale Positionierungen der Akteure. In Schaubild 1 ist dies hinsichtlich ihrer Kapitalaustattung für das militärische Feld dargestellt.

*Schaubild 1: Raum der Positionen im militärischen Feld*



Ein *Zugführer* steht an der Spitze der militärischen Teileinheit „Zug“. Dieser ist in der Regel Hauptfeldwebel, Leutnant oder Oberleutnant (BMVg 1997: 234). Je nachdem ob er studiert hat oder nicht verfügt er über zusätzliches kulturelles Kapital. Der *Kompaniechef* ist grundsätzlich ein Offizier und verfügt meist über einen Hochschulabschluß. Dem Chef genannten Offizier obliegt die Führung einer Kompanie oder einer vergleichbaren Einheit. Als Einheitsführer ist er militärischer Vorgesetzter aller Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften seiner Einheit. Er ist Disziplinarvorgesetzter aller ihm unterstellten Soldaten. Zusätzlich ist er gegenüber zivilen Angestellten weisungsbefugt. Dem Chef untersteht die personelle und materielle Verantwortung seiner Einheit, er beaufsichtigt die Ausbildung, führt sie im Gefecht und verhängt bei Bedarf erzieherische oder disziplinäre Maßnahmen. Der Chef ist meist im Dienstgrad Hauptmann, manch-

mal Oberleutnant oder Major (BMVg 1997: 103f). Aufgrund seiner Dienstzeit und seiner Stellung verfügt er über soziales Kapital.

Der *Kompaniefeldwebel* auch „Spieß“ genannt, ist der wichtigste Unteroffizier in der militärischen Einheit. Der Dienstgrad des Kompaniefeldwebels ist Hauptfeldwebel und höher, sein Dienststellungsabzeichen ist eine gelbe Schnur über der rechten Schulter. Er ist zuständig für den Innendienst der Einheit, verantwortlich für und unmittelbarer Vorgesetzter aller Unteroffiziere (ausgenommen Stabs-/ Oberstabsfeldwebel) seiner Einheit und unterstützt den Kompaniechef (Offizier) in vielen Bereichen. Er gilt als die „Mutter der Kompanie“ und verfügt über großes soziales Kapital in diesem begrenzten Raum.

Stabsoffizier Führungsgrundgebiet 1 (Personalwesen, Innere Führung, Öffentlichkeitsarbeit). Der *S1-Offizier* verfügt zumeist über einen breiten schulischen Ausbildungshintergrund und entspricht dem Typ des „military manager“. Der Stabsoffizier Führungsgrundgebiet 3 (Ausbildung, Operationen; in Bataillonen zugleich Stabschef und stellv. Kommandeur) oder *S3-Offizier* stammt meist aus der Kampftruppe und entspricht oftmals dem Typ des „heroic leader“. Während das kulturelle Kapital eine nachgeordnete Rolle für ihn spielt geniesst er als Kämpfer großes soziales Prestige. Der *Kommandeur* ist ein Offizier und militärischer Befehlshaber. Er führt einen militärischen Verband vom Bataillon bis zur Division, gegebenenfalls auch einen Einsatzverband im Ausland. Eine Kommandeurenverwendung ist für eine Karriere fast unerlässlich. Idealiter verbinden sich in einem Kommandeur „Geist und Tat“.

Die Akteure geben der vergessenen Geschichte und den Ursprüngen des Spiels in ihren Handlungen einen Sinn und gestalten dadurch die zukünftigen Spielregeln. Dies zeigt sich unter anderem daran wie die formale Ordnung des militärischen Feldes gestaltet ist und augestaltet wird. Hinsichtlich der Legitimierung von Akteursstrategien im Rahmen eines sozialen Feldes gilt es, die Ziele und Zwecke sowie das gesellschaftliche Umfeld zu berücksichtigen. Es sind die Herrschaftsverhältnisse, die in den Sichtweisen, Erkenntnisinstrumenten und praktischen Klassifikationssystemen stets mittransportiert werden und so im Handeln wirksam werden, und so Kultur soziologisch relevant werden lassen.

#### 4.2.1 Führung, Pflicht und Gehorsam

Das Militär beruht auf einem strengen hierarchischen Aufbau in Verbindung mit der Pflichterfüllung jedes Mitglieds dieser Struktur (BMVg 1993: Nr. 212). Die Verbindung zwischen den jeweiligen Hierarchieebenen des militärischen Feldes entsteht aus dem Prinzip von Befehl und Gehorsam. Diesbezüglich gilt Disziplin als die Voraussetzung für das Zusammenleben und Zusammenwirken der Truppe und äußert sich im Gehorsam; erst der Gehorsam befähigt die Truppe zu rascher Tat nach einem einheitlichen Willen (HDv 100/100: Nr. 308). Daher gelten Disziplin und Gehorsam als unverzichtbare Ordnungsprinzipien zur Erfüllung des militärischen Auftrages (BMVg 2000: Nr. 308). So gilt die Annahme, dass das innere Gefüge von Streitkräften immer auf Befehl und Gehorsam beruht. Die Pflicht zum Gehorsam wird lediglich durch Verweis auf Grundgesetzartikel und herrschende Gesetze wie Art. 1 GG und § 11 Abs. 1, 2 SG eingeschränkt. Nur wenn der Untergebene erkennt, dass ein Befehl die Menschenwürde verletzt, nicht dienstlichen Zwecken dient, oder dadurch eine Straftat begangen würde ist die Befolgung unrechtmäßiger Befehle unzulässig.

Der Befehlsempfänger ist von der Verantwortung befreit, wenn er die irrtümliche Befehlsbefolgung nicht vermeiden konnte und ihm nach dem ihm bekannten Umständen nicht zuzumuten war, sich mit Rechtsbehelfen gegen den unrechtmäßigen Befehl zu wehren. Befehlsverweigerung aus Gewissensgründen zieht zumeist negative Folgen für den Soldaten nach sich.<sup>7</sup> Darüber hinaus kann die politische Führung einfach Generale und Admirale ohne Begründung in den sofortigen Ruhestand versetzen.

Die Pflicht zum Gehorsam einerseits und andererseits das Befugnis Befehle zu erteilen sind wesentlicher Bestandteil des militärischen Ethos der Untertänigkeit. Ein Vorgesetzter wird im Soldatengesetz just durch das ihm zugestandene Recht Befehle zu erteilen definiert (§ 1 Abs. 5.1 SG). Ein Untergebener ist somit Befehlsempfänger. Ein Vorgesetzter gibt Befehle, bildet aus und führt Men-

---

<sup>7</sup> Erst ein Urteil des Bundesverwaltungsgerichts (2. Wehrdienstsenat) vom 21.06.05 hat das staatsbürgerliche Grundrecht der Gewissensfreiheit nach Art. 4 Abs. 1 GG auch eindeutig auf Soldaten ausgeweitet. Einschränkend wird aber darauf hingewiesen, dass im vorliegenden Fall der Soldat die Ernsthaftigkeit seiner Gewissensentscheidung *glaublich* dargetan habe. Die Streitkräfte seien als Teil der vollziehenden Gewalt ausnahmslos an „Recht und Gesetz“ (Art. 20 Abs. 3 GG) und insbesondere an die Grundrechte uneingeschränkt gebunden. Davon könnten sie sich auch nicht unter Berufung auf Gesichtspunkte der militärischen Zweckmäßigkeit oder Funktionsfähigkeit freistellen.

schen. Er ist militärischer Führer bzw. Unterführer. Dies ist insbesondere für Offiziere ein Berufsmotiv, wie Tabelle 1 belegt.

*Tabelle 1: „Ich bin Soldat, weil ich Menschen führen will.“*

	Mannschaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.) <sup>8</sup>	StOffz	Total
trifft voll und ganz zu	8,5%	21,0%	27,6%	44,7%	46,6%	19,7%
trifft eher zu	18,0%	35,4%	33,7%	30,2%	20,5%	26,5%
Weder-noch	29,2%	32,3%	28,3%	15,8%	17,9%	28,1%
trifft eher nicht zu	24,3%	8,4%	8,7%	8,4%	15,4%	15,7%
Trifft überhaupt nicht zu	20,1%	2,9%	1,7%	0,9%	0,0%	10,1%
Total N	919	477	413	215	39	100%

Jahr: 2002

N = 2063

tau-b = -.364\*\*

Der Begriff der *Führung* – dem wie wir oben sehen insbesondere im beruflichen Selbstverständnis von Offizieren eine zentrale Rolle zukommt – geht von der Annahme aus, dass es möglich ist Verhalten und Handeln anderer bewusst zu beeinflussen und bestimmt diese Menschen als Untergebene oder Gefolgsleute. Führer zeichnen sich daher dadurch aus, dass sie Verhalten, Denken und Fühlen anderer Gruppenmitglieder in eine bestimmte Richtung lenken (Katz/Kahn 1978 passim). Führung kann daher idealtypisch als soziale Handlung verstanden werden, durch welche gemeinsame Anstrengungen auf gemeinsame Ziele und Güter hin koordiniert werden. Führungseigenschaften erscheinen bisweilen als Talent oder Charisma, erfolgreiche Führung hängt aber auch davon ab, dass eine Gruppe die durch eine Führungsfigur repräsentiert und geleitet wird, eine klare Vorstellung davon hat was sie wie erreichen will.

8 Offiziere im Dienstgrad Leutnant, Oberleutnant und Hauptmann sind zu ca. 70 Prozent junge Truppendienstoffiziere; ca. 30 Prozent sind jedoch Offiziere des militärfachlichen Dienstes (v. Rosen 1993). Diese Fachoffiziere sind aus den Reihen des Unteroffizierkorps aufgestiegen.

Die gegenwärtigen militärischen Kommandostrukturen basieren auf dem hierarchischen Führungsmodell, das auf dem hierarchischen top-down Paradigma der Bürokratie beruht. Heutzutage ist das hierarchische Führungsmodell ein Teil der hierarchischen Militärbürokratie, die der zivilen, politischen *Kontrolle* der Streitkräfte dient. Charismatisch legitimierte Herrschaftsbeziehungen wurden durch die Bürokratie zu legal-rationaler Herrschaft gewandelt, was sich im modernen Militär als direkte Disziplinierung mittels Dienstvorschrift ausdrückt. Die gegenwärtigen gesellschaftlichen und militärischen Strukturen in fast allen Ländern der Welt konzentrieren Macht, Autorität und Verantwortlichkeit in den Händen relativ weniger. Autonomie und Freidenkertum in Gesellschaft und Militär gefährden hierarchische Führungsstrukturen, da sie zu Kontrollverlust führen. Autorität liegt im hierarchischen Paradigma daher bei den Vorgesetzten. Den offiziellen Startschuss zur Revitalisierung des soldatischen Leitbilds als dem eines Führers und Kämpfers markiert die „Leadership“-Initiative des ehemaligen Inspekteurs des Heeres Willmann vom Juni 1998. Es wird seitdem auf den Führer abgehoben, denn „Leadership hat also viel mit Persönlichkeit und Charakter zu tun, sie verlangt den ganzen Menschen“ (BMVg 1998a: 4). Führung wird nicht als Funktion und ein Konzept zur Anleitung von Untergebenen bzw. Folgenden betrachtet, sondern über die Person des Führers erfasst. Dieser ganze Mensch bedarf als Führer und Soldat der emotionalen Bindung „an unser Land, das heißt an die Nation als Schicksalsgemeinschaft“ (ebd. 6).<sup>9</sup> In einer Kritik des Leadership-Papiers belegt Oberstleutnant Jörg Keller (2000 *passim*), dass dessen Gehalt den alten deutschen Führungsvorschriften der letzten hundert Jahre folgt. Drei Felder sind demnach für die Führungsvorschriften des deutschen Militärs zentral: Können, Persönlichkeit/Charakter, Ethos (ebd. 163). *Können* drückt sich in einer generellen Machbarkeitsannahme aus, also die Realität nach dem Willen des Führers zu gestalten (BMVg 1998a: 7f). Der militärische Führer des Leadership-Papiers soll „den Rhythmus der Wirklichkeit bestimmen und initiativ sein“ (Keller 2000: 164). *Charakter/Persönlichkeit* werden im Sinne einer erwünschten Gesinnung und dem ‚richtigen‘ Denken verwendet (BMVg 1998a: 4); es wird daher die Forderung nach der Prägung des Charakters in der Führerausbildung erhoben (ebd.: 12). *Ethos* im Sinne von Moral soll nicht etwa gemeinsam entwickelt werden sondern im Rahmen einer Bindung an vor-

---

9 Der Mythos des nationalen ‚Schicksals‘, von dem die Mythen der ‚Schicksalsgemeinschaft‘ und des ‚deutschen Kulturträgertums‘ – die Deutschen als Vertreter der ‚Kultur‘ im Gegensatz zur westlich-dekadenten ‚Zivilisation‘ – abstammen, gehen vor allem auf den völkischen Autor Oswald Spengler [1922] zurück und widerspricht den Prinzipien eines pluralistischen Rechtsstaates.

gegebene Instanzen (Demokratie, Menschenrechte, preußische Reformer, 20. Juli 1944, Nation als Schicksalsgemeinschaft) vermittelt werden (ebd. 5f). Ein Hinweis auf die Konzeption „Innere Führung“ fehlt gänzlich in diesem Papier, das immerhin den Charakter einer Weisung besitzt. „Die, wie es bezeichnet wird, Erosion der Inneren Führung festzustellen, ist angesichts der real gegenläufigen Politik im Militär beinah schmeichelhaft; z.B. ist der Kämpferkult nicht nur im Führungskonzept des Heeres („Leadership“) offizielles Leitbild, in dem ein Demokratie notwendiger und gesellschaftlicher Integrationsbezug vermeiden wird“ (Bald 2002: 18). Schon Armin Kolb (1990 passim) beschreibt die Zunahme einer ‚sui generis‘-Ideologie seit den 1980er Jahren. Er beklagt das „anonyme Töten“ und stellt fest, dass das Soldatische als Wert an sich verklärt wird, so dass das Militärische zu einer Gegenkultur zum Zivilen wird.

Neuere Führungsmodelle basieren hingegen deutlich weniger auf den klassischen Zügen von Führung, sondern widmen sich den Beziehungen zwischen Führung und Gefolgsleuten. Gerade die diesbezügliche sozialwissenschaftliche Debatte über transaktionale vs. transformationale Führung (Bass 1997 passim) macht diese Unterschiede deutlich. *Transaktionale Führung* gilt heutzutage als die übliche Führungsweise in Unternehmen, Politik und Regierungsbürokratie (MacGregor Burns 1978: 19f). Diese Führungsweise hat jedoch Grenzen: aufgrund seiner utilitaristischen Natur bindet der bloße Handlungsvorgang die Gruppenmitglieder nicht in einer gemeinsamen und anhaltenden Weise für einen höheren Zweck aneinander. *Transformationale Führung* ist hingegen grundsätzlich mitarbeiterbezogen und geht davon aus, dass Erfolg an erster Stelle durch grundsätzliche und anhaltende Selbstbindung entsteht (Yammimaro/Bass 1990: 157f). Dieses Führungskonzept ist einerseits traditionalistisch, da der Führer wie in vormodernen Zeiten als der erste Diener gilt, während es andererseits auch egalitaristisch ist, da Hierarchien grundsätzlich zur Disposition stehen. Bisweilen wird in einem militärischen Kontext solch ein Führungskonzept auch als „ethische Führung“ bezeichnet. Daher ist es angemessen beim Führungsmodell des dienenden Paradigmas (*servant leadership*) von erstem Diener und Gefolgschaft<sup>10</sup> zu sprechen. Der Begriff der ethischen Führung wäre eine Tautologie, wenn die verlautbarten Werte und die praktizierten Werte der Führung hinsichtlich Fürsorge und Mitsprache gegenüber den Untergebenen identisch wären. Das Modell der transformationalen Führung, dem das Paradigma des Dienens zugrunde liegt, ermöglicht Anführer bzw. Kader welche die Wohlfahrt der gleichberechtigten Gefolgsleute an erste Stelle setzen.

---

10 Dem Autor ist bewusst, dass dieser Begriff durch seine spezifische Verwendung während des NS-Regimes belastet ist.

Offiziell besitzt und verfolgt die Bundeswehr eine Führungskonzeption, die Innere Führung, welche im konzeptionellen Entwurf Baudissins dem Führungsmodell der transformationalen Führung entspricht. Für Baudissin bedeutet Innere Führung „militärische Führung unter Berücksichtigung sozialer und individueller Aspekte. [...] Kooperativer Führungsstil und Delegierung von Aufgaben wie Kompetenzen sind zentrale Methoden der Ausbildung und Erziehung. Das Erleben der Rechte wie Pflichten und die Bewährung im dienstlichen Alltag fördert Dienst- und Wehrmotivation. Die menschlichen, politischen und fachlichen Anforderungen an den Staatsbürger in Uniform wachsen mit der Führungs- und Entscheidungsebene“ (v. Baudissin 1982: 206). Das offizielle Leitbild des Staatsbürgers in Uniform entspricht dem Paradigma des Dienens und des autonomen Individuums. Doch im Kapitel „Innere Führung“ des Weißbuches 2006 wird unter dem soldatischen Dienst etwas anderes verstanden:

„Die Einbindung in eine hierarchische Organisation mit klaren Über- und Unterordnungsverhältnissen, das militärische unabdingbare Prinzip von Befehl und Gehorsam sowie eine sehr weit reichende Treupflicht, die auch den Einsatz des eigenen Lebens verlangt, kennzeichnen den soldatischen Dienst“ (BMVg 2006: 78).

Dieses offizielle Verständnis von Befehl und Gehorsam der politischen und militärischen Obrigkeit das dem hierarchischen, transaktionalen Führungsparadigma entspricht schlägt sich auch im Selbstverständnis der Truppe nieder, wie Tabelle 2 zeigt.

*Tabelle 2: „Wie bewerten Sie folgende grundlegende Aussage zu ihrer soldatischen Einstellung?: Soldaten sollen Befehle ausführen ohne dass diese begründet werden müssen.“*

	Mannschaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Sehr richtig	5,6%	9,0%	5,6%	5,1%	10,3%	6,5%
Richtig	20,8%	24,3%	24,1%	20,6%	2,6%	21,9
Eher richtig	26,6%	24,1%	24,8%	29,0%	30,8%	26,0%
Eher falsch	28,7%	27,0%	24,1%	25,7%	17,9%	26,8%
Falsch	11,0%	10,0%	11,9%	9,8%	33,3%	11,2%
Sehr falsch	7,3%	5,6%	9,5%	9,8%	5,1%	7,6%
Total N	903	478	411	214	39	100%

Jahr: 2002

N = 2045

tau-b = .002

Hinsichtlich des bedingungslosen Gehorsams scheint die Bundeswehr unentschieden zu sein. Zwar sprach der damalige Generalinspekteur der Bundeswehr General Schneiderhan (2004) davon, dass „der Transformationsprozess nur durch die Entwicklung eines zukunftsorientierten Bewusstseins und veränderte Geisteshaltung umgesetzt werden kann“ und der Inspekteur des Heeres Generalleutnant Budde betont die Bedeutung des Führens mit Auftrag und die Notwendigkeit neue Handlungsspielräume auf allen Führungsebenen zu schaffen sowie der Tendenz alles zu regeln entgegentreten (Mais 2005: 8). Im Rahmen des Transformationsprozesses den Zustand der Bundeswehr deutlich und klar in Frage zu stellen ist jedoch nicht opportun. Was Brigadegeneral Dieter Löchel als „Beauftragter für Erziehung und Ausbildung“ (BEA) in einem brisanten Bericht über die miserable Stimmung der Truppe im Jahre 2002 kritisch vortrug, führte dazu, dass alle anwesenden Generale zu striktem Stillschweigen vergattert wurden (Szandar 2002: 27). Löchel war bald nicht mehr BEA.

Das hierarchische, transaktionale Führungsmodell der politischen und militärischen Führung findet in der sozialen Praxis der Bundeswehr auf allen Ebenen weiterhin zahlreiche Anwendung. Nicht nur die Handhabung des Löchel-Berichts und die diversen Skandale der letzten Jahre, sonder auch die Dokumentation „Feldtagebuch – Allein unter Männern“ haben dies belegt. Die Fernsehdokumentation von Aelrum Goette aus dem Jahre 2002 schildert den Alltag wäh-

rend der Grundausbildung von weiblichen Soldaten in einer süddeutschen Panzergrenadiereinheit. Hauptfeldwebel Armin Fortenbacher, mittlerweile befördert, bediente dabei jedes Klischee eines Schleifers und ist dadurch ein Star in der Infanterie geworden. Während sich die Öffentlichkeit geschockt zeigte, das BMVg sich distanzierte und der Einheit verschärften Unterricht in Politischer Bildung anordnete, haben der Film und sein Protagonist vor allem im Heer einen gewissen Kultstatus erlangt. Im trockenen Bürokratismus und angepassten Karrierismus der Bundeswehr werden solche restaurativen Praktiken auf der Truppenebene von vielen als erfrischend verstanden.

Das bürokratische Führungsparadigma in Staat, Militär und ziviler Gesellschaft betont die Verantwortlichkeit der Führung für die Masse. Die politische Führung beansprucht Verantwortung für das Volk, der Vorgesetzte ist verantwortlich für seine Mitarbeiter bzw. Unterstellten. In der Bundeswehr heißt es daher: „Verantwortung ist unteilbar“. Das hierarchische Führungsmodell kann keine individuelle Autonomie und persönliche Verantwortung zulassen, denn Kontrolle, die Grundlage des hierarchischen Paradigmas, soll *Sicherheit* gewährleisten. Eine solches Führungsmodell verlangt, dass militärische Führer, um ihre Stellung zu schützen und Sicherheit zu erreichen, ihren Untergebenen die individuelle Autorität zu nehmen haben. Ein Bürokrat in Uniform fühlt sich nicht getrieben das Schicksal in Kampf und Gefahr freiwillig aufzusuchen, denn das Elementare der Welt und des menschlichen Herzens liegt jenseits seiner Lebensordnung und erscheint als sinnlos und unvernünftig.

#### **4.2.2 Dienst und Disziplin**

Die Struktur des Militärstandes ist durch die bürokratische Heeresform geprägt, die zur Aufstellung stehender Berufsheere nötig ist (Weber 1972: 565). Mit der Bürokratisierung des Militärs geht eine Professionalisierung des Führungspersonals einher, die gemäß den Prinzipien der Bürokratie die *Amtstätigkeit als Beruf* voraussetze. Damit ist ein ständisches Moment im Selbstverständnis dieser Beamten (im Soldatenrock) verbunden, das sich aus ihrer Stellung gegenüber den Beherrschten ableitet (Weber 1972: 550ff). In der soldatischen Haltung spiegelt sich vor allem eine große Staatsnähe wie, wie Tabelle 3 belegt.

Tabelle 3: „Ich bin Soldat, weil ich dem Staat dienen will.“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
trifft voll und ganz zu	16.4%	16.3%	23.1%	17.2%	10.5%	17.7%
trifft eher zu	28.1%	40.9%	35.5%	38.1%	42.1%	33.9%
weder-noch	28.2%	31.7%	26.5%	28.8%	42.1%	29.0%
trifft eher nicht zu	13.0%	9.0%	12.7%	10.7%	5.3%	11.6%
trifft überhaupt nicht zu	14.2%	2.1%	2.2%	5.1%		7.8%
Total N	907	479	411	215	38	2050
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2050

tau-b = -. 114\*\*

Dem Begriff der *Disziplin* kommt im Militär ein sehr großer Stellenwert zu. Erklärtes Ziel militärischer Führungen ist es die Ungewissheiten des Krieges durch hohe Disziplin der Truppen zu reduzieren. Über die Art und Weise, wie diese Disziplin zu erreichen sei, gehen die Ansichten stark auseinander. Während Formalisten auf äußerliche Merkmale wie stramme Haltung als Ausdruck von Disziplin verweisen, sehen Ethiker in Disziplin das Ergebnis sittlicher Reife. Das heißt aber letztlich, dass das Militär sowohl Körper als auch Geist seiner Mitglieder für sich zu vereinnahmen trachtet, da letztlich vom Soldaten *formale* und *innere Disziplin* verlangt werden.

Für Max Weber ist das Militär als Teil eines gesellschaftlichen Rationalisierungsprozesses dementsprechenden Veränderungen unterworfen und erfüllt damit nicht nur eine besondere historische Funktion als rationales staatliches Herrschaftsinstrument, sondern auch hinsichtlich Disziplin im Allgemeinen, denn „die Disziplin des Heeres ist aber der Mutterschoß der Disziplin überhaupt. Der zweitgrößte Erzieher zur Disziplin ist der ökonomische Großbetrieb“ (Weber 1972: 686). In der Theorie der Macht von Michel Foucault (1994), die sich auf die Beherrschung des Körpers durch seine Ein- oder Ausschließung bezieht, ist Disziplinierung von entscheidender Bedeutung zur Erklärung von Individualisierung und Subjektivierung. Vor allem durch die „politische Ökonomie des Körpers“, also durch Isolierung, Überwachung und Disziplinierung in Raum und

Zeit wird Macht ausgeübt. Selbstbeherrschung als Voraussetzung für die Herrschaft über andere ist das Ergebnis von Disziplinierung in Institutionen wie Schule, Militär und Großbetrieb.

Die Bundeswehr verfügt diesbezüglich über das breit gefächerte Instrumentarium der *Wehrdisziplinarordnung* (WDO) das von negativen zu positiven Disziplinierungsmöglichkeiten reicht (Stauff 1990 passim). Interessanterweise würdigt die WDO auch besondere Leistungen durch förmliche Anerkennungen als Disziplinierung und drückt dadurch den erzieherischen Anspruch dieser Vorschrift aus: Zuckerbrot und Peitsche. Gute Leistungen werden durch verschiedene Arten der förmlichen Anerkennung honoriert (vgl. § 11 WDO). Negative Disziplinarmaßnahmen können durch entweder vom Disziplinarvorgesetzten oder aber durch gerichtliche Maßnahmen ausgesprochen werden. Der Disziplinarvorgesetzte kann den Verweis, den strengen Verweis, die Disziplinarbuße, die Ausgangsbeschränkung und den Disziplinararrest verhängen (vgl. WDO §§ 23-53). Ziel soll dabei die Aufrechterhaltung oder Widerherstellung eines geordneten Dienstbetriebes sein.

Das deutsche Militär wurde durch die preußische und protestantische Tugend der Disziplin geprägt. Im protestantischen Preußen zählte Disziplin zum festen Kanon seiner asketischen Ethik. Der überwiegend protestantische Adel spielte dabei im Militär bei der Durchsetzung dieser Tugend und anderer preußischer Tugenden eine herausragende Rolle, schließlich besaß er dort bis mindestens Mitte des II. Weltkrieges die Vorherrschaft. „The Prussian officer corps is professional, atavistic, skill-oriented, and heroic; in fact, it is all contemporary images of the military and their oppositions rolled in one“ (Geyer 1990: 183). Die sprichwörtliche preußische Disziplin wird auch in maßgeblichen Vorschriften der Bundeswehr betont:

„Disziplin ist Voraussetzung für das Zusammenwirken und Zusammenleben der Truppe. Sie äußert sich im *Gehorsam*, der die Truppe zu rascher Tat nach einheitlichem Willen befähigt. Disziplin ist vor allem *Selbstbeherrschung*. Sie hilft dem Soldaten, auch unter Belastung und in Gefahr, seinen Auftrag zuverlässig zu erfüllen. Mangelhafte Disziplin kann Menschenleben gefährden, stellt die Erfüllung des Auftrags in Frage und verlangt hartes Durchgreifen der Vorgesetzten. Wer im Einsatz Disziplin erwartet, muss sie bereits im täglichen Dienst fordern und sich selbst einbeziehen“ (HDV 100/100: Nr. 308).

Die Bundeswehr steht im langen Schatten des untergegangenen Preußen, da die preußisch-deutsche Armee weltweit als Vorbild für militärischen Professionalismus gilt (Geyer 1990: 185). Von diesem Prestige zehrt die Bundeswehr bis heute. Das Prestige des Militärs ergibt sich erst aus der Außeralltäglichkeit seines Auftrages im Dienste des Staates. Daher ist es für Soldaten nötig sich selbst

und anderen gegenüber die Einzigartigkeit des Soldatenberufs klar zu machen. Dies geschieht durch militärisches Brauchtum in dem das Religiöse stets eine Rolle spielt. Das Transzendentale der Religion ergänzt nicht nur hervorragend diesen Beruf „der den Tod im Rock trägt“, sondern liefert in Form des Luthernertums auch die berufsständischen Werte und die institutionalisierte Staatsnähe. Nicht umsonst war der Vater der Inneren Führung, Graf Baudissin, preußischer Aristokrat, aktiver Lutheraner und ein großer Verfechter von Selbstdisziplin. Individuen werden aber freilich zu Subjekten, indem sie im Gehorsam gegenüber den Regeln sich mittels Selbstdisziplin selbst unterwerfen (Foucault 1994 passim).

Die Betonung von Professionalismus ist jedoch mehr als die Aufwertung eines Berufsprestiges. Wie Fournier (1999: 290) gezeigt hat, geht mit Professionalisierung auch die Zuschreibung einer angemessenen Haltung zur Arbeit bzw. Dienst einher. Dieser Mechanismus erlaubt die potentielle Fernkontrolle des professionellen Berufsinhabers durch die disziplinäre Logik des Professionalismus. Die „Transformation der Bundeswehr“ besitzt einen neuen Aspekt der Disziplinierung, da sie nicht nur die Unendlichkeit des Wandels an sich, die Ökonomisierung der Bundeswehrorganisation, die radikale Technologisierung der Gefechtsführung, sondern eben auch die steigenden Leistungsanforderungen, Druck und Rastlosigkeit des neuen Soldaten betont. Wie auch in anderen beruflichen Kontexten müssen Offiziere und andere Dienstgradgruppen sich gemäß Beurteilungserwartungen neu aufstellen, die Karriere an das Bild des sich selbstmanagenden und selbstmotivierenden Mitarbeiter (Fournier 1998 passim) binden. Der Prozess der Professionalisierung der Bundeswehr stellt also einen Disziplinierungsmechanismus dar. Wer sich für einen professionalen Soldat hält und sich so verhält, wie es das Militär von einem selbstkontrollierten und selbstmotivierten Soldaten erwartet, der ist zugleich selbstdiszipliniert und fernkontrolliert in einem.

### 4.2.3 Einzelkämpfer und Staatsbürger

Als Verteidiger kann nur der überzeugte und hochwertige Einzelkämpfer bestehen, der sich aus Einsicht ein- und unterordnet.

GRAF BAUDISSIN (1969: 25)

In Form von schriftlichen Leitbildern für den Offizier wird der Anspruch der militärischen Führung an den militärischen Führer, also den Offizier, artikuliert. Die Dachvorschrift des Heeres HDv 100/100 wirkt aufgrund der Größe des Heeres indirekt auf das Führungsverständnis der gesamten Bundeswehr und entfaltet so ihre Wirkung. Sie besagt: „Soldatisches Führen verbindet soldatische Tugenden mit den, von der Konzeption der Inneren Führung bestimmten, Grundsätzen zeitgemäßer Menschenführung“ (HDv 100/100: Nr. 301). Die Leitbilder der jeweiligen Teilstreitkräfte präzisieren, was die militärische Führung unter soldatischen Tugenden und einem richtigen Soldaten offiziell versteht. Das militärische Feld ist wie jedes soziale Feld nicht nur Kräftefeld des sozialen Raumes, sondern auch Kampffeld, auf dem um die Wahrung oder Veränderung des Kräfteverhältnisse gerungen wird (Bourdieu 1985: 74). Im historisch gewachsenen Rahmen, der von einem Feld abgesteckt wird, befinden sich die sozialen Akteure in Konkurrenz um die höchsten Profite und die Definitionsmacht über die feldspezifischen Regeln. Daher besitzen die Berufsleitbilder immenses Gewicht in den Kämpfen um die Definitionsmacht des militärischen Feldes. Um Profite zu erzielen, müssen die Akteure spezifische Ressourcen mobilisieren, etwa kulturelles und soziales Kapital, die ungleich verteilt sind und somit strukturell ungleiche Konkurrenzbedingungen schaffen.

Ein reformistisches Verständnis von Militär betrachtet vor allem das soldatische Leitbild des Staatsbürgers in Uniform und die Prinzipien der Inneren Führung als dem Militär der Bundesrepublik Deutschland als eines demokratischen Landes für angemessen. Es wird dabei von der grundsätzlichen Kompatibilität von Gesellschaft und Militär ausgegangen. Das Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform und die Prinzipien der Inneren Führung besagen, dass militärische Wert- und Normvorstellungen nicht nur an eine demokratische Verfassung gebunden sind, sondern auch in ein gesamtgesellschaftliches Bezugssystem verwoben sind. Der Mentor dieser Prinzipien Wolf Graf von Baudissin (1982: 143ff) versprach sich davon die Demokratisierung des Militärs. Die Lebenswelt des Soldaten soll durch diese Sinnkonzepte *strukturell* – Demokratisierung und Partizipation – wie auch *interaktionell* – Beziehungsprozesse zwischen Vorgesetztem und Untergegebenem – mitgeprägt werden. Claus von Rosen (1982: 23ff) spricht in diesem Zusammenhang sehr konzise vom *Integrationsmodell*, „Staats-

bürger in Uniform“ und vom *Interaktionsmodell* „Innere Führung“. Das heißt, das Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform geht über die Konzeption Innere Führung hinaus, da es sich nicht nur auf die Streitkräfte bezieht, und nicht mehr zwischen Staatsbürger und Soldat trennt. Insbesondere Bald (1997: 741) betont, dass nicht die Wehrpflicht sondern allein das „Reformkonzept“ des Staatsbürgers in Uniform, den Bezug zu den Idealen der bürgerlichen Revolution von 1789 herstellt.<sup>11</sup> Das Konstrukt des Soldaten als Staatsbürger in Uniform ist also zentral für die Konzeption „Innere Führung“ wie Baudissin sie als Interaktionsmodell entwickelt hatte.

Gemäß Baudissin beinhaltet der Staatsbürger in Uniform als Integrationsfigur der autonomen Persönlichkeit im soldatischen Dienst drei zentrale Merkmale. 1.) „Politisches Kennzeichen: als Staatsbürger behält der Soldat seinen politischen Status und bleibt entscheidungsbeteiligt an der Politik seines Landes“ (v. Baudissin 1986: 20). Das heißt, dass der Soldat das aktive und passive Wahlrecht besitzt. 2.) „Die staatliche Konsequenz: als Staatsbürger in Uniform sind Funktion und Rolle innerhalb der staatlichen Exekutive vorgegeben; er hat die Grundpflicht, ‚der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen‘“ (ebd. 20f.). Hier zielt Baudissin auf das Pramat der Politik und die Verteidigung der Werte des Grundgesetzes als Pflicht des Soldaten ab. 3.) Soldatische Ordnung: „[...] sie ruht auf der rechtsstaatlichen Idee und Grundlage und hat die Effizienz der Organisation zu gewährleisten“ (ebd. 21). Mit dem dritten Merkmal betont Baudissin, dass die soldatische Ordnung rechtsstaatlichen Prinzipien folgen muss und die Soldaten in Ausübung ihres Dienstes unterstützen soll.

Dieses Integrationsmodell „kann als Metapher für den Versuch angesehen werden, eine demokratisch-rechtstaatliche Armee aufzubauen, die gegen militaristische, faschistische und undemokratische Entwicklungen gefeit sein sollte“ (Seifert 1996: 113). „Der Begriff Staatsbürger in Uniform selbst wurde bereits im April 1952 von dem wehrpolitischen Berater der SPD, Oberstleutnant a.D. Dr. Friedrich Beermann, in die Diskussion gebracht. Diese überzeugend wirkende Formel der Opposition wurde in deutlicher Distanz zum liberalen Bürgerbegriff gewählt und schloss alle Bürger mit ihren gleichen staatsbürgerlichen Rechten mit ein“ (Diefenbach 2001: 13) Es handelt sich dabei in Anschluss an die reformerische Tradition des frühen 19. Jahrhunderts um die Konstruktion des Bürgersoldaten als „Staatsbürger in Waffen wie zu jener Zeit an staatsbürgerliche

---

11 Herbell (1969) beschäftigt sich in einem historischen Langschnitt ausführlich mit der Idee des „Staatsbürger in Uniform“ von 1789 bis 1961. Sein Beitrag ist allerdings bewusst ideologisch gehalten.

Rechte und Pflichten gebunden sein sollte. Damit ist das Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform mit der Konzeption der Inneren Führung das Gegenteil des von der deutschen Wehrmacht propagierten tapferen Kämpfers, der den Gehorsam ganz vorne anstellt und Bewährung im Gefecht sucht. Durch die hohe personelle Kontinuität zwischen deutscher Wehrmacht und Bundeswehr hatten Baudissins progressive Vorstellungen allerdings in den ersten Jahrzehnten nach Gründung der Bundeswehr nicht viele Anhänger in der Truppe.

Das Integrationsmodell des Staatsbürgers in Uniform entspricht einer republikanischen Geisteshaltung, da ihm eine gesellschaftliche *Entdifferenzierung* zu Grunde liegt und nicht die gesellschaftliche Arbeitsteilung im Vordergrund steht. Der Konzeption des Staatsbürgers in Uniform wohnt die moralische Forderung nach dem Dienst am Gemeinwesen inne. Im Jahre 1978 betonte der damalige Generalinspekteur Wust, dass mit „mit der Bezeichnung Staatsbürger in Uniform [...] der Abschied vom ‚unpolitischen‘ Soldaten signalisiert“ würde (Kaldrack 1982: 78). Soldatischer Dienst soll zur Förderung der Gemeinschaft und der tugendhaften Entwicklung des Individuums führen. „Dieser Geist der Armee – um einen Ausdruck der Reformer nach 1806 zu gebrauchen – bedarf einer bestimmten Zielvorstellung und der daraus folgenden Verhaltensweise. Er entwickelt sich in einem bestimmten Verhältnis zur Umwelt. Beides verdeutlicht der Staatsbürger in Uniform“ (v. Baudissin 1982: 167). Das ursprüngliche Konstrukt des Staatsbürger in Uniform geht von den Werten eines individualistischen Republikanismus aus, d.h dem aufgeklärten Ideal von Individualität in Gemeinschaft.

Individualistischer Republikanismus und das autoritäre Prinzip von Befehl und Gehorsam können in einer Stehenden Armee in der Praxis allerdings nur schwer zusammengefügt werden. Es bleibt das Grundproblem bestehen, dass Stehende Heere einerseits, mit Hilfe militärischer Anforderungen an Disziplin und Unterordnung, militärisch effizient sein müssen, andererseits aber die in einer demokratischen Gesellschaft vorherrschenden zivilen Werte zu berücksichtigen haben. Diese Spannung ist für Stehende Heere letztlich unauflösbar. „Die Innere Führung fügte individuelle Freiheit und das Prinzip von Befehl und Gehorsam nicht zu einem harmonischen Ganzen.“ (Schmidt-Ahmad 2005: 126).

Daher gilt es nach dem schlummernden Potential der Modelle von Staatsbürger in Uniform und Innere Führung zu suchen: „Der Staatsbürger in Uniform soll endlich auch die Legende vom Widerspruch zwischen Demokratie und Soldat zerstören helfen“ (Baudissin 1969: 217). In diesem Sinne ist der Staatsbürger in Uniform ein politischer Soldat, da er „im politischen und geistigen Leben seiner Gemeinschaft verwurzelt“ sein muss (ebd. 206). Der Staatsbürger in Uniform „ist also keine Beschreibung eines real existierenden Soldaten und auch

kein Leit- oder Idealbild vom Soldaten“ (Kutz 1989: 22), denn das Grundgesetz der BRD beinhaltet kein normatives Menschenbild, sondern zeigt wie die Einwohner Deutschlands rechtlich und praktisch gemäß der bundesrepublikanischen Verfassung behandelt werden sollen. „Als Verteidiger unserer Lebensordnung, die auf Recht und Freiheit beruht, muss sich der Soldat dieser Werte bewusst sein und sie erfahren haben, wenn er für sie einstehen und sie verteidigen soll“ (BMVg 1999: 16).

Das von Wolf Graf v. Baudissin formulierte neue Berufsbild des Soldaten als „Staatsbürger in Uniform“ lehnt sich sehr stark an demokratische Werte an und betont gerade die Individualität des Soldaten, was für die meisten Stehenden Heere zumindest unüblich ist. Baudissin (1969: 25) spricht in diesem Zusammenhang vom „Einzelkämpfer“, womit er nicht den Fernspäher oder Kommandosoldaten meint, sondern den Soldaten als selbstdiszipliniertes Individuum:

Als Verteidiger kann nur der überzeugte und hochwertige Einzelkämpfer bestehen, der sich aus Einsicht ein- und unterordnet. Die Streitkräfte müssen also alles tun, die Persönlichkeitswerte zu entwickeln, d.h. dem einzelnen weitgehend Raum zur persönlichen Verantwortung und Initiative zu gewähren.

Das Berufsmodell des „professionellen Bürgersoldaten“ bzw. vom hauptberuflichen „Staatsbürger in Uniform“ beruhen auf der Annahme, dass der Professionalisierungsprozess im Militär von zweierlei unmittelbaren Notwendigkeiten bestimmt ist, nämlich der professionellen Lösung der gestellten Aufgaben und der nötigen Akzeptanz durch die zivile Gesellschaft. In diesem Modell der soldatischen Berufständigkeit werden aus funktionalen Gründen heraus spezifische Kenntnisse und Bildung hochgeschätzt. Daher orientieren sich die Selektionskriterien für Mitgliedschaft weniger an weltanschaulicher Gesinnung als an fachlicher Qualifikation. Deswegen zeichnet sich dieses Modell des soldatischen Berufstandes weniger durch Homogenität als vielmehr durch eine pluralistische Struktur aus. Aufgrund der bürokratischen Wurzeln dieses soldatischen Professionalismusmodells besteht daher die Autoritätsgrundlage in offiziellen Regeln und Vorschriften.

Dieses Berufleitbild vom „pragmatischen Berufssoldaten“ entspringt der Vorstellung, dass die Streitkräfte eines Landes vorrangig eine Kriegsverhütungsfunktion besitzen. Abschreckungsfähige, hochtechnisierte Streitkräfte gelten in dieser Sichtweise als effektives Verteidigungsmittel gegen militärische Angriffe. Da nur in die Gesellschaft integrierte Streitkräfte mit der rasch fortschreitenden gesellschaftlichen und technischen Entwicklung mithalten können, darf das Militär daher nicht zu einem isolierten Fremdkörper in der Gesellschaft werden, sondern muss gesellschaftlich integriert sein. Ein solch *pragmatisches Berufsbild*

des Soldaten bedarf keiner weitgehenden Begründungsanstrengungen für die Berufsarbeit des Soldaten. Als Legitimation für das Berufshandeln dienen die Aufrechterhaltung der herrschenden Ordnung. Die überwiegend technokratisch-funktionalistische Interpretation der Berufspraxis des Militärberufes in hochtechnisierten Streitkräften ist daher durch technische, bürokratische und administrative Perfektionierung charakterisiert (Vogt 1993: 108). Der Berufsalltag wird auf die erlebte Truppenpraxis reduziert, ohne dass es zu einem bewussten Rückbezug auf grundlegende Sinn- und Wertfragen des Soldatenberufes käme (ebd. 115). Einem unheroischen Kriegsbild liegt insbesondere ein pragmatisches Berufsbild des Offiziers zugrunde (Kutz 1998: 13). Pragmatische Offiziere prüfen lediglich die Zweckmäßigkeit möglicher militärischer Handlungen zur Zielerreichung, sehen aber keinen sittlichen Wert im Kampf an und für sich. Nur der freidenkende, autonome Soldat, der dem Leitbild des Staatsbürgers in Uniform entspricht, ist als wirklicher Demokrat den kommenden gesellschaftlichen Herausforderungen und friedenspolitischen Aufgaben mental und moralisch gewachsen.

Ob die Innere Führung mit ihren demokratischen Prinzipien die Chance einer neuen Bundeswehr nutzen kann, wird vom Willen der Regierung und des Parlaments<sup>12</sup> sowie insbesondere der militärischen Führung abhängen. Eine überarbeitete Version der ZDv 10/1 ist 2008 eingeführt worden. Als Anleitung für die soziale Praxis dieses Interaktionsmodells gilt mit Blick auf die 2008 Version der ZDv 10/1 ein Wort von Karl Marx (MEW 19, 13), das er im Kontext seiner Kritik des reformerischen „Gothaer Programms“ schrieb: „Jeder Schritt wirklicher Bewegung ist wichtiger als ein Dutzend Programme“. Die Soldaten müssen die Möglichkeit haben sich selbst von den praktischen Möglichkeiten der abstrakten Konzeption zu überzeugen und dann aktiv für die Ausgestaltung ihrer alltäglichen Dienstbedingungen eintreten zu können. Auffallenderweise wird in der neuen Vorschrift der Begriff ‚Frieden‘ als Stichwort zwar gelegentlich erwähnt, doch gerade nicht im dritten so genannten Grundlagenkapitel, weder im Abschnitt über die „Politischen Grundlagen“, noch über die „Grundsätze der Inneren Führung“ und vor allem nicht in den eher praktischen Teilen der Vorschrift. Und selbst nach dem aktuellen höchstrichterlichen Urteil zur Gewissensfreiheit des Soldaten wird an keiner Stelle in der Vorschrift von der Freiheit des Gewissens gesprochen.

---

12 Allerdings nimmt der Deutsche Bundestag trotz der Arbeit seines Verteidigungsausschusses fast nie gestalterisch Einfluss auf die Bundeswehr, vielmehr besteht die parlamentarische Praxis des „verantwortungsvollen Abnicken“ (Meyer 2006: 65) von Entscheidungsvorschlägen der Exekutive.

Es gilt vor allem einen zentralen aber straflich vernachlässigten Aspekt dieser Konzeption zu berücksichtigen, das Menschenbild des moralischen Individualismus. Dem Leitbild des Staatsbürger in Uniform wie Baudissin es konzipiert hat, liegen implizit die Annahmen eines individualistischen Republikanismus zu Grunde: Dienst an der Allgemeinheit als Akt freiwilliger Einsicht. Das autoritäre Prinzip von Befehl und Gehorsam hingegen kann in einer Stehenden Armee nur schwer mit dem aufgeklärten Ideal von Individualität in Gemeinschaft zusammengefügt werden. Die Bundeswehr versucht dieser Schwierigkeit mit dem Bild der „Freiheit im Gehorsam zu begegnen“ (BMVg 1965: §14). Fraglich ist, ob sich diese Vision mit den funktionalen Logiken und dementsprechenden Strukturen einer Stehenden Armee verbinden lassen. Nach dem Ende des Kalten Krieges besteht die Chance dem Staatsbürger in Uniform und der Innere Führung mit der Wehrstrukturform einer freiwilligen Miliz mit professionellem Kern zu versehen, da diese Struktur sowohl dem Leitbild als auch der Konzeption eigentlich entsprechen.

Die Innere Führung besitzt das Potenzial die dem Professionalisierungsprozess innenwohnende Gefahr des Paternalismus zu vermeiden, da sie Vertrauen in den autonomen, selbstdenkenden Soldat fördert, der weiß was gut für ihn ist. Erst ein klares und überzeugendes Führungsverhalten auf allen Ebenen, sowie eine umfassende Allgemeinbildung, Ausbildung und Erziehung tragen zur Umsetzung dieser Normen in die soziale Praxis bei. Mit der Anwendung des „Führens mit Auftrag“, d.h. „Selbständigkeit in der Durchführung unter Beachtung der übergeordneten Zielsetzung“ (BMVg 1999: 22), pflegt man höhere militärische Führungsprinzipien Preußens vor allem für Offiziere. Baudissin wollte diese Führungsprinzipien aber auf allen Ebenen sehen.

### 4.3 Feldeffekte

Jedes soziale Feld erhält seine eigene Geschichte durch vorangegangene Kämpfe um Herrschaft und Macht. Diese sozialen Spiele finden innerhalb der Grenzen eines sozialen Feldes statt und führen zu dessen historischer Genese. Die Auswirkungen dieser Geschichte haben als *Feldeffekt* deutlichen Einfluss den Grundkonsens und auf die Kämpfe der Gegenwart. So unterscheiden sich das offizielle Leitbild des Soldaten in ‚der‘ Demokratie wie es einerseits in diversen Vorschriften geregelt ist und andererseits das praktische Bild vom ‚richtigen‘ Soldaten deutlich von einander. Es ist davon auszugehen, dass praktisch vorhandene Auffasungsunterschiede für die Akteure des sozialen Feldes Militär von großer Bedeutung sind und sich daher in der militärischen Praxis widerspiegeln. Auch zwischen offizieller sowie inoffizieller Werteordnung im militärischen Feld ei-

nerseits und den individuellen Wertorientierungen der Akteure andererseits können deutliche Unterschiede bestehen. Wie mit dieser Wertedifferenz durch die Akteure umgegangen wird, zeichnet die soziale Praxis des militärischen Feldes aus.

Das Militär besitzt – wie jedes soziale Feld – relative Autonomie zu anderen Feldern sowie besondere Merkmale, die das militärische Feld auszeichnen, denn in ihm wird um spezifisches Kapital gerungen: *militärisches Kapital*. Militärische Sozialisation ist entweder Sozialisation im Militär oder Sozialisation zur Wehrhaftigkeit bzw. Kriegsfähigkeit (Apelt 2004: 27). Im Folgenden wird der bis heute andauernde Binnendiskurs innerhalb westlicher Armeen und der Bundeswehr über die Frage nach dem Berufsbild des Soldaten nachgezeichnet. Dieser Diskurs stellt eine dialektische Entwicklung über die dominierende Vorstellung vom ‚guten Soldaten‘ vor dem Hintergrund weltpolitischer Entwicklungen und Umbrüche dar.

#### **4.3.1 Gestalt des Soldaten**

Der Beruf des Soldaten – wobei damit oft der Offizierstand gemeint ist – zeichnet sich durch einen hohen moralischen Anspruch aus, die sich aus dem prinzipiellen Gebot der körperlichen Selbstaufopferung zur Ausübung der beruflichen Pflichten ergibt. Er besitzt bestimmte Aspekte, durch die er sich von anderen Berufen unterscheidet und die es gleichzeitig auch erschweren, ihn moralisch zu rechtfertigen und somit als ‚sinnhaft‘ zu bezeichnen. Letzten Endes zeichnen sich Soldaten dadurch aus, dass sie bereit sind Gegner – und oftmals Unbeteiligte – zu töten und notfalls das eigene Leben herzugeben, um die Interessen des Staates zu sichern. Von Soldaten wird erwartet, dass sie ihre Tätigkeit als ‚Beruf‘ und nicht als ‚Job‘ auffassen, d.h. dass sie in erster Linie aufgrund der Überzeugung von der Richtigkeit ihres beruflichen Auftrags Soldaten sind, denn dadurch unterscheiden sie sich von bloßen Söldnern. Ein „Söldnerrisiko“ besteht jedoch für alle Stehenden Armeen, da zum Beruf der Soldaten auch ökonomische Motive gehören und gewalthafte „postheroische Gesellschaften“ eine Neigungen zum „Gewaltabkauf“ ausbilden (Münkler 2006: Kap. 16). Eine Profession stellt das Stehende Heer nur solange und in dem Sinne dar, als dass Soldaten sich zu etwas Außeralltäglichen sowie zu gesellschaftlich gültigen Werten berufen fühlen und sich dies in ihrem Berufsethos widerspiegelt. Das für zivile Professionen so zentrale Kriterium der ständischen Unabhängigkeit können Berufssoldaten ohnehin nicht erfüllen, da grundsätzlich der Primat der Politik gilt. Die hier interessierende Berufskonzeption Webers nähert sich dem Berufsstand bzw. der Profession indem er von der grundsätzlichen Spannung von Außeralltäglichkeit und Alltag ausgeht. Die Außeralltäglichkeit zeichnet sich durch eine Notsi-

tuation aus in welcher der ‚Ruf‘ nach einer besonderen Leistung laut wird. Daher sind die Berufsträger die dieses Potenzial besitzen ‚Berufene‘. Die Spannung besteht nun darin, das außertägliche Leistungspotenzial zur Bewältigung der Notsituation strukturell auch im Alltag vorzuhalten.

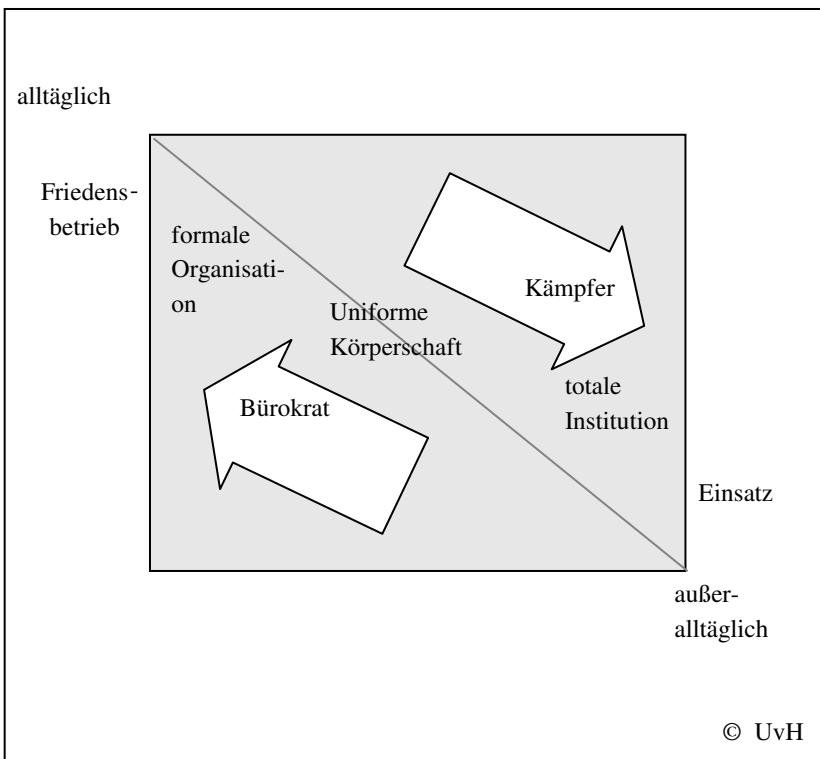
Zweifelsohne sind heute viele militärische Tätigkeiten mit zivilen Tätigkeiten vergleichbar. So gehört zur Ausbildung beim heutigen Militär häufig der Erwerb von Qualifikationen mit technisch-handwerklichen oder kaufmännischen Fertigkeiten. Dementsprechend üben sehr viele Soldaten administrative, handwerkliche, kaufmännische oder technische Tätigkeiten mit vorwiegend geregelten Arbeitszeiten aus. Doch gibt es strukturelle Unterschiede zwischen dem Soldatenberuf und zivilen Berufen, wie Günther Wachtler (1986: 219) in einer berufssoziologischen Analyse des Offizierberufs betont:

Diese strukturellen Unterschiede ergeben sich vor allem aus dem besonderen Legitimationsbedarf des Militärs, der aus dessen Unproduktivität und hochgradiger Destruktivität entsteht, aber auch aus der dem Militär übertragenen Verwaltung und Ausübung der extremsten Formen des staatlichen Gewaltmonopols.

Obwohl das Militär unproduktiv erscheint, produziert das Militär etwas, das sich freilich nur schwer fassen lässt: *Kampfkraft* und *Legitimation des Feldes der Macht*. Die Schwierigkeit, das Produkt oder die Leistung des Militärs zu messen, liegt darin, „dass sich die Organisation markt rationalen Prinzipien und das Produkt Kampfkraft sich in Friedenszeiten messbaren Kriterien weitgehend entzieht“ (Hamann 2000: 69). Die grundsätzliche Ausrichtung des Militärs auf den Ernstfall, „der voraussehbare Todesfolgen hat“ und somit einer „institutionalisierte[n] Leitidee der individuellen Todesbereitschaft“ bedarf (ebd.), ist in der Bundeswehr wieder in den Vordergrund getreten.

Der Soldatenberuf stellt eben eine Tätigkeit dar, die von den Berufsinhabern die prinzipielle Bereitschaft verlangt, im Zuge der Erfüllung eines Auftrages ihr Leben zu riskieren. Dies gilt zwar nur für den Einsatz und insbesondere für Kampftruppe, doch müssen alle Soldaten grundsätzlich darauf vorbereitet sein, ihre Aufgaben auch unter Einsatzbedingungen zu erfüllen (Soeters et al. 2003: 246f). Dies hat aber zur Folge, dass das Leitbild aller Soldaten durch den Kampfauftrag des Militärs geprägt ist, wenngleich Kampftruppe nur einen Bruchteil militärischer Truppenarten ausmacht. Diese Logik betont auch der gegenwärtig oberste Offizier des deutschen Heeres: „Die Befähigung der Soldaten des Heeres zum Kampf ist das Herzstück der Identität des Heeres“ (Budde 2004b). Schaubild 2 veranschaulicht die Dualität des Militärwesens.

Schaubild 2: Gewaltsame Körperschaft und Berufsbilder



Angriffs- und Interventionsstreitkräfte verfügen logischerweise über ein martialisches Leitbild, der defensive Kampfauftrag von Milizarmeen zur reinen Landesverteidigung wirkt sich mildernd auf die kriegerische Ausprägung des soldatischen Leitbildes aus.

Es bleibt umstritten, ob die spezifisch normativen Ansprüche den Soldatenberuf zu einem speziellen Beruf machen bzw. sogar zu einem besonderen Berufstand machen. Die Anhänger der „Profession of Arms“ bzw. des Berufsbildes des martialischen Kämpfers wie etwa Huntington (1957), betrachten einen besonderen soldatischen Ethos geradezu als Voraussetzung für eine effiziente und somit professionelle Aufgabenerfüllen.

Befürworter der „Pragmatic Military Profession“ und des Berufsbildes des Bürgersoldaten machen demgegenüber geltend, dass allein die Tätigkeiten und Anforderungsprofile des Soldatenberufs seine Qualifizierung als Beruf *sui generis* nicht begründen können, da unabhängig von der jeweiligen Haltung der

Berufsinhaber in erster Linie entscheidend ist, wie der Soldatenberuf gesellschaftlich und politisch bewertet bzw. sozial verortet wird (Wachtler 1986: 216). Es gilt festzuhalten, dass in modernen Stehenden Armeen spätestens seit dem Ende des II. Weltkrieges die hauptberuflichen Soldaten mit ihrer Tätigkeit vor allem ihren Lebensunterhalt verdienen.<sup>13</sup> Dennoch besteht ein besonderes soldatisches Berufsethos fort.

Der Tugendkatalog der Militärkultur schöpft sowohl aus dem Repertoire konservativen Denkens als auch republikanischer Tugenden: Anstand, Gehorsam, Treue, Ehre und Opferbereitschaft sind die immer wiederkehrenden Leitbegriffe. Dementsprechend werden der opferfeindliche Individualismus und Liberalismus abgelehnt. In einer schematischen Dichotomie stehen Gemeinschaft gegen Gesellschaft, Helden gegen Händler, Pflicht gegen Neigung. Die normative Annahme das Militärische bilde eine Sphäre „sui-generis“, die mit keinem anderen Lebensbereich der Gesellschaft vergleichbar sei, behauptet zumindest implizit auch immer eine moralische Höherwertigkeit des Soldatentums und eine zivil-militärische Inkompatibilität. Dabei werden die Gegensätze zwischen zivilen und militärischen Tugenden, Funktionen, Qualifikationen, Erfordernissen und Strukturen betont, die sich aus dem Kampfauftrag des Militärs und der Opferbereitschaft der Soldaten ergeben. Daraus ergibt sich dann der Eigenanspruch einer moralischen Höherwertigkeit gegenüber dem zivilen Gewerbe.

Die restaurative Denkrichtung reicht zurück bis auf Platon, der in einer der zentralen Schriften des antiken Republikanismus „Politeia“ die Vorstellung von einem Gemeinwesen, in welchem drei verschiedene Stände existieren, ausarbeitet: Wehrstand, Nährstand und erziehender Stand erhalten die Gesellschaft dieses Staates. Der Wehrstand wird durch eine Kriegerelite gebildet, welche für den Schutz der Gesellschaft nach außen und nach innen zuständig ist. Zum Nährstand gehört derjenige Teil des Volkes, welcher mit seiner Tätigkeit als Bauer, Handwerker, Kaufmann usw. die materiellen Bedürfnisse der Gesellschaft befriedigt. Diesen beiden Ständen ist lediglich der Stand der Erzieher übergeordnet, der für die Bildung sowohl des Einzelnen als auch der Gemeinschaft verantwortlich ist und durch seine Weisheit die Gesellschaft als Einheit erhält. Im Zusammenhang damit stehen die vier Kardinaltugenden, wie sie in Platons „Politeia“ (434c-444a) und „Nomoi“ (1631c) beschrieben sind: Weisheit (lat. sapientia) ist die wichtigste der Kardinaltugenden, danach folgen Tapferkeit und Mäßigung; aus den drei vorgenannten Tugenden ergibt sich die Gerechtigkeit.

---

13 Auch Wehrdienstleitende oder Milizionäre sind Soldaten, doch stellt ihr Dienst nicht den Beruf dar.

Dieser antike Republikanismus kennt noch nicht das Individuum, sondern nur die Vorform – die *Persönlichkeit*. Im antiken Republikanismus besteht nicht mehr die Bestimmung des Menschen durch Blutszusammenhänge, vielmehr wird der Mensch nun durch die Gemeinschaft bestimmt. Die Persönlichkeit ist etwas anderes als das Individuum, sie ist vielmehr nur die Hülle desselben. Der Persönlichkeitsbegriff bezieht sich in erster Linie auf diejenigen Merkmale und Eigenschaften einer Person, die ihr Handeln beeinflussen. Im Militär wird nun sowohl der Persönlichkeit als auch dem Charakter eine besondere Bedeutung zugesprochen. *Charakter* meint nur die Ausprägung einer Persönlichkeit, die sich durch angeborene und anerzogene Eigenschaften bildet (Gerth/Mills 1954 passim). Die traditionalistische Vorstellung vom guten Soldaten hebt zwar auf die Persönlichkeit ab, wird aber am Charakter festgemacht.

Die Bundeswehr betont stets die „charakterliche Eignung“ als eine zentrale Einstellungsvoraussetzung für Soldaten. So heißt es in im Kommentar zur Soldatenlaufbahnverordnung von Schubert/Gertz (1995: 61): „Die charakterliche Eignung umfasst alle wesentlichen Eignungsmerkmale, die unter dem Begriff „Persönlichkeit“ verstanden werden können. Es sind dies die auf verantwortungsvolles Handeln, die Fähigkeit zur Menschenführung und auf positives Gemeinschaftsverhalten bezogenen Merkmale“. Als Begriff und Konzept scheint sich ‚Charakter‘ einer genauen Bestimmung zu entziehen. Diesbezüglich schreibt der militäraffine Ethikdozent James Toner (2005: 144): „Character is not a definition; character is people who are constant to worthy purpose“. Das besondere am Charakterbegriff ist also, dass er eine unkomunikierbare Übereinstimmung der Denkweise voraussetzt.

Das bis heute gültige soldatische Berufsbild hat aber auch eine körperliche Dimension, denn es gründet auf der Verknüpfung von körperlicher Leistungsfähigkeit, Disziplin, Wehrhaftigkeit und Maskulinität. Auch Tapferkeit, Zähigkeit und Körperkraft gelten als Kennzeichen des Männlichen und des Soldatseins (Seifert 1992: 7). Hohe körperliche Leistungsfähigkeit ist in das soldatische Berufsbild in konstitutiver Weise eingeschrieben (van Creveld 2001 passim). Damit sichergestellt ist, dass die Rekruten den körperlichen Beanspruchungen des Berufs standhalten, steht vor der Übernahme als Soldat auf Zeit ein sportlicher Eingangstest. Im Rahmen der militärischen Grundausbildung gehören sportlichen Aktivitäten und körperlich anstrengende Tätigkeiten, die Teil der allgemeinen militärischen Ausbildung sind, zu den selektiven Prüfungen. Pflichtmäßige Sportprüfungen, Dienstsport und die militärische Förderung von Leistungssport tragen zur großen Bedeutung von Sportlichkeit im Militär bei. Der Gedanke, dass jeder Soldat zur Not in der Lage sein muss den infanteristischen Kampf aufzunehmen, scheint das militärische Paradigma der Sportlichkeit funktional zu

rechtfertigen. Diejenigen Körperpraktiken, wie Körper- und Gefühlskontrolle, die im Militär und im Sport eine große Rolle spielen (Klein 2001a: 222ff) sind zumindest traditionell Männern vorbehalten. Im Sport wie auch im Militär „wird Männlichkeit bewiesen indem man(n) Belastungen aushält, Mut zeigt, Schmerzen erträgt und Gefühle beherrscht“ (Barrett 1999: 82). So kommt es, dass seit dem antiken Griechenland Sport und Krieg im europäischen Militär eine untrennbare Mischung eingegangen sind (Mangan 2003b: 281ff). Hinsichtlich der Berufswahl von Soldaten ist oft eine diffuse Sehnsucht nach einer Karriere als körperlich aktiver Sportsmann feststellbar (Janowitz 1964: 109). Ein Sportsmann geht körperlicher Aktivität ohne Notwendigkeit nach und verbringt seine Zeit nicht am Schreibtisch. Hier wird das Motiv einer elitären „leisure-class“ deutlich, das sich insbesondere im Offizierkorps findet.

Aufgrund der „besonderen Aufgabenbestimmungen des Militärs“ und der „darauf bezogenen Verhaltensregulierungen und Zielorientierungen“ (Lepsius 1997: 366) zeichnet sich der militärische Berufsstand durch eine spezifische Dienstethik und ein besonderes *Berufsethos* aus. Für das Militär wird oftmals die Geltung ewiger, zeitloser Werte konstatiert. Obwohl das Berufsethos in den seltensten Fällen in einem ethischen Code niedergelegt ist, gelten Tapferkeit, Disziplin, Gehorsam, Treue etc. als klassische Aufzählung soldatischer Tugenden. Da der Nachweis des sittlichen Wertes aufgrund einer vermeintlichen Staatsräson oder nationalen Interesses übersteuert wird, sind diese Tugenden nicht hinterfragbar.

Vor diesem Hintergrund argumentiert Harries-Jenkins (2003: 3) sehr plausibel, dass die Vorstellung von der beruflichen Einzigartigkeit und dem besonderen Auftrag zusammen mit der Betonung restriktiver Normen und Tugenden die Grundlage der militärischen Berufsrolle (*role of the military professional*) formt. Die militärische Berufsständigkeit besitzt aufgrund ihrer Legitimierung durch den Kampf- bzw. Verteidigungsauftrag zudem einen tief verwurzelten „warrior code“ (Ignatieff 1998), der besagt, dass jeder der eine Waffe trägt, diese auch fachgerecht wie ein Kämpfer bedienen können muss. Zu diesem Zweck wird der militärische Profi gefordert, der intelligent, flexibel, teamfähig und zäh ist. Daraus wird von jedem Soldaten erwartet, dass er das kleine Einmaleins der Infanterie beherrscht, obwohl Kampftruppe spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in modernen Streitkräften nur eine Minderheit darstellt und somit die Mehrheit der Soldaten keinen originär militärischen Aufgaben nachgeht. Ein restauratives Berufsbild des Soldaten rekuriert auf den Kämpfer.

Ein restauratives Berufsbild vom *martialischen Kämpfer* geht auf die Annahme zurück, dass der nächste Krieg nur dadurch gewonnen werden kann, indem alle historischen Gefechte, Schlachten und Kriege auf immer gleich blei-

bende Faktoren untersucht werden. Der *Homo militaris* ist daher die Gestalt welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des militärischen Feldes verkörpert. Immerwährende militärische Tugenden wie Disziplin, Gehorsam, Härte und Tapferkeit, die vielfach eine besondere Bedeutung erfahren, sollen Beständigkeit und dadurch Funktionsfähigkeit und Effizienz der Streitkräfte gewährleisten. Die Erziehung der Soldaten zu diesen Tugenden, soll die Einsatzbereitschaft für den nächsten Krieg sichern. Kutz (1998: 13) macht darauf aufmerksam, dass die geläufige militärische Traditionspflege diese wesentlichen Aspekte des konservativ-restaurativen Berufsbildes erhält.

Die Kriegstauglichkeit des Soldaten ist demnach nur gewährleistet, wenn Tradition und Tugenden verinnerlicht und geachtet werden. Karl Mannheim [1927] bezeichnet die unbestimmbare Übereinstimmung vermeintlich ewig gleichbleibender Werte als den konservativen Denkstil, der auf die ‚wahre‘ menschliche Natur rekuriert und alles Abstrakte ablehnt, da es einem konkreten Sinn- und Strukturzusammenhang widerspricht. ‚Charakter‘ gilt daher als notwendige Voraussetzung für den kriegsnah ausgebildeten, allzeit bereiten, selbstlos dienenden und unbedingt gehorchnahen Kämpfer. Von bürgerlichen Restaurateuren in Zivil und Uniform werden ‚soldatische Tugenden‘ beschworen, militärische Gemeinschaft, Kameradschaft und Korpsgeist betont, es wird die Erziehung zu formaler Disziplin gefordert und die Liebe zum Vaterland ins Zentrum der Sinnvermittlung gestellt. Eine konservative Mentalität, die der Vorstellung eines „*sui generis*“ Vorschub leistet, trägt in einer pluralistischen Gesellschaft freilich zu einer Gegenkultur bei. Der hierfür verwendete Begriff der „Gegenkultur“ beschreibt eine soziale Sonderwelt, die sich aus der modernen, pluralistisch organisierten Gesellschaftswelt bewusst entkoppelt, um ein eigenes Milieu zu pflegen.

Innermilitärisch wird bei den Anhängern der Idee eines „*sui generis*“ ein konservativer Wertekanon gepflegt, während nach außen emanzipatorischen Bewegungen bestenfalls große Skepsis entgegengebracht wird.<sup>14</sup> In den Publikationen militärischer Restaurateure finden sich meist auch Hinweise auf bürgerliche Werte für deren Verteidigung es lohnt Soldat zu sein, wie der Generalmajor a.D. Schultze-Rhonhoff (1997: 270) schreibt: „Erst wer Leben, Menschenwürde, Recht, Freiheit, Besitz, und eigene Kultur als Werte anerkennt, kann einen Sinn

---

<sup>14</sup> Ein gutes Beispiel für diese Haltung bot der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant Gert Gudera, der anlässlich seiner Verabschiedung im März 2004 das Verfassungsgerichtsurteil ansprach, gemäß dem Soldaten als „Mörder“ bezeichnet werden dürfen. Er sagte, dass nirgendwo außerhalb Deutschlands Soldaten in ähnlicher Art und Weise verunglimpft und an ihrer Ehre beschritten würden (Leersch 2004 *passim*).

darin finden, sie als Soldat zu schützen“. Eine dementsprechend bürgerliche Haltung und das damit verbundene soldatische Wertebewusstsein werden deswegen von Restaurateuren positiv eingeschätzt, während der moralische Zustand der zivilen Gesellschaft aufgrund eines vermeintlichen Werteverfalls stets bedauert wird.

Der *Militärkonservatismus* bevorzugt in gewisser Weise eine liberalistische Auffassung von gesellschaftlicher Arbeitsteilung. Man gibt sich aber nur ungern mit der bloßen Duldung autoritärer Herrschaftsstrukturen innerhalb und außerhalb des militärischen Feldes zufrieden, sondern wünscht die bewusste Übernahme der Prinzipien des Stehenden Heeres in die zivile Gesellschaft. Die Wertmaßstäbe des Standes der Wächter (Platon) bzw. des Kriegerstandes werden letztlich als den zivilen Maßstäben überlegen betrachtet. Die Lösung Bauddissins „Kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen“ reicht für den Kriegerstand nicht aus, denn in der militaristischen Logik zeigt sich der martialische Kämpfer nicht allein im Können sondern erst im Willen zum Kampf.

In der Debatte über das ‚richtige‘ Traditionverständnis der Bundeswehrsoldaten tauchen oben genannte Idealtypen in Form der konkurrierenden Berufsbilder des *martialischen Kämpfer* und des *Staatsbürger in Uniform* auf, sind freilich aus geschichtlichen Gründen in Deutschland besonders bestimmt. Da nach der totalen Niederlage der deutschen Wehrmacht und ihrer Funktion in NS-Deutschland ein Bezug auf den martialischen Wehrmachtssoldaten offiziell nicht möglich und mit dem „*Staatsbürger in Uniform*“ ein formelles Leitbild vorgegeben war, bedurfte es einer Folie auf der die eigentliche Debatte über die gewünschte Art von militärischem Professionalismus stattfinden konnte. Diese fand anhand der Frage nach der gültigen Tradition der Bundeswehr statt. Letztlich geht es in der sogenannten Traditionsdebatte weniger um eine abstrakte Tradition der Bundeswehr als vielmehr um die Frage, welche Art von militärischem Professionalismus in der Bundeswehr gelten soll.

Anhand der Traditionsdebatte lässt sich die verdeckte Auseinandersetzung über das Berufsbild des deutschen Soldaten – insbesondere des Offiziers – gut nachvollziehen. Das jeweilig präferierte soldatische Berufsbild hat aber Implikationen hinsichtlich der gewünschten politischen Ausrichtung des Gemeinwesens dem die Soldaten dienen – oder dem sie sich im Zweifel auch verweigern. Dies geschieht vor dem Hintergrund von Debatten über die Legitimität der zivilen Herrschaft. Das Berufsbild *martialischer Kämpfer* und seine gesellschaftspolitischen Implikationen soll am Beispiel der Bundeswehr konkret verdeutlicht werden. Das Berufsbild vieler Soldaten der frühen Bundeswehr entsprach keineswegs dem offiziellen Leitbild des Staatsbürgers in Uniform, sondern war an das Kriegerideal der deutschen Wehrmacht angelehnt, in der eine große Zahl im Krieg

gedient hatte (Bald 2005: 60ff). Dieses Berufsbild hinterließ bis heute deutliche Spuren im militärischen Feld der BRD.

Die in der deutschen Wehrmacht festzustellende soziale Mobilität aufgrund der massiven Heerersvermehrung überstieg in ihrem Ausmaß die sozialstrukturellen Veränderungen innerhalb jeder anderen gesellschaftlichen Gruppe in NS-Deutschland und beförderte unter den Aufsteigern somit die Unterstützung für das System. Die Heeresvermehrung Ende der 1930er Jahre relativierte das Gewicht von Adel und (Klein-)Bürgerlichen im deutschen Offizierkorps. Der bündische Begriff der ‚Volksgemeinschaft‘ führte im Militär des faschistischen Deutschland durch die deutliche Öffnung der Offizierlaufbahn für kleinbürgerliche Kreise sowie des internen Aufstiegs zur Offizierslaufbahn ab 1942 für Unteroffiziere zur drastischen Veränderung der Sozialstruktur des Offizierkorps. Nach Einschätzung Kroeners (1994: 296) löste sich in diesem Zusammenhang die Dominanz des Adels im Offizierkorps der deutschen Wehrmacht gegen Ende des II. Weltkrieges auf. Im Laufe der verschiedenen Feldzüge des I. und II. Weltkrieges war die alte Garde aristokratischer Offiziere ausgeblutet und konnte nicht mehr aus den eigenen Reihen ersetzt werden. Dies alles führte zur Entfeudalisierung des Offizierstandes (Kroener 1988: 682). Mit dem Misslingen des aristokratisch dominierten Putschversuches vom 20. Juli 1944 schien das Ende des Adels im deutschen Offizierkorps besiegt.

In der jungen BRD kam nun mit Graf v. Baudissin just ein Vertreter dieser schon tot geglaubten Kaste und Sympathisant der Verschwörer des 20. Juli in eine entscheidende Funktion bei der Aufstellung der „neuen Wehrmacht“,<sup>15</sup> wie die zukünftigen westdeutschen Streitkräfte bis 1955 landläufig genannt wurden. Auch dass der Erfinder der Inneren Führung er nicht am Russlandfeldzug teilgenommen hatte, sondern seit 1942 in alliierter Kriegsgefangenschaft in Australien sicher überlebt hatte, wurde ihm von denjenigen Bundeswehroffizieren, die NS-Deutschland ihren sozialen Aufstieg verdankten, verübelt. Die Tatsache, dass manche Offiziere im engeren Kreis um Stauffenberg, von Gegnern pejorativ als Grafenclique bezeichnet, zudem aus diffusen sozialrevolutionären Motiven gehandelt hatte und seit 1943/44 zu einem Separatfrieden mit den Sowjets bereit waren, war mindestens seit Kriegsende durch diverse Publikationen (u.a. Gisevius 1946; Dulles 1949) nicht verborgen geblieben. In einer Phase des strikten Anti-Kommunismus in der westlichen Welt, plädierte Baudissin nun für die Anerkennung derjenigen die am 20.07.1944 den Putsch gegen das Staatsoberhaupt gewagt hatten und somit ihren Eid brachen. Diese Verschwörer hatten Baudis-

<sup>15</sup> Bis in die 1950er Jahre wurden im deutschen Sprachgebrauch alle Streitkräfte allgemein als Wehrmacht bezeichnet.

sins preußisches Weltbild geteilt und gehörten wie Carl-Hans Graf von Hardenberg zu seinen Bekannten sowie Henning von Tresckow zu seinen Freunden (Dörfler-Diercken 2005: 117). Die große Mehrheit der westdeutschen Offiziere wollte jedoch Mitte der 1950er Jahre in ihrem unterbrochenen Kampf gegen den Bolschewismus dort weitermachen, wo die alte deutsche Wehrmacht am 08.05.1945 aufhören musste. Daher entsprach das reale soldatische Berufsbild der Bundeswehr in den ersten Jahrzehnten der Bundeswehr eher dem der deutschen Wehrmacht als dem offiziellen Berufsleitbild des Staatsbürgers in Uniform.

Nach dem Ende des Kalten Krieges kam es insbesondere in der Teilstreitkraft Heer der Bundeswehr zu einer Revitalisierung des soldatischen Berufsbildes als dem eines martialischen Kämpfers wie in der deutschen Wehrmacht, ausgebildet in moderner Kriegsführung und ausgerüstet mit High-Tech-Bewaffnung. Anfang der 1990er Jahre begannen maßgebliche Generale der Bundeswehr offen eine Rückbesinnung auf den ‚ursprünglichen‘ Zweck des Soldatenberufs einzufordern (vgl. Naumann 1994: 200ff.)<sup>16</sup>. Prominente Rückendeckung erfuhren sie von einem der Gründungsväter der Bundeswehr, Generalmajor a.D. Johann Adolf Graf von Kielmansegg (1991 *passim*), der in der Bundeswehrzeitschrift „Truppenpraxis“ für eine neue Kriegstüchtigkeit der Bundeswehr plädierte. Der Inspekteur des Heeres General Hartmut Bagger erließ dann 1994 eine dementsprechende Weisung „Anforderungen an den Offizier des Heeres“ in der er auf die grundsätzliche Verschiedenheit von ziviler und militärischer Welt pochte, denn in den Streitkräften hätten die Normen der freiheitlichen, pluralistischen Staats- und Gesellschaftsordnung keine Bedeutung, dort herrschten die Regeln der Ein- und Unterordnung (BMVg 1994b *passim*). Mit dieser Annahme geht die Idee der Kongruenz von Militär und Gesellschaft als Ziel des Berufsleitbildes des Staatsbürgers in Uniform verloren. Militärische und zivile Lebenswelt haben laut dem späteren Generalinspekteur der Bundeswehr Bagger (1996-1999)<sup>17</sup> „unterschiedliche Werthierarchien, Leitbilder, Normen und Verhaltensweisen“ (*ebd.*). Das trifft zwar faktisch zu, soll aber für Bagger die Andersartigkeit des Militärs normativ legitimieren.

Angesichts des „erweiterten Aufgabenspektrums“ wollte Helmut Willmann, Inspekteur des Heeres von 1996 bis 2001, die Neuausrichtung der Bundeswehr

---

16 General a.D. Klaus Naumann war von 1991 bis 1996 Generalinspekteur (GI) der Bundeswehr. Er ist nicht zu verwechseln mit Dr. Klaus Naumann, der am Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) zu militärgeschichtlichen Fragen forscht.

17 Er ist derjenige Generalinspekteur, der den Kriegseinsatz gegen die Republik Jugoslawien im Jahre 1999 koordinierte.

mit einem Vier-Stufen-Plan konsequent fortsetzen. Dieser Plan beinhaltete die „Weiterentwicklung des operativen Denkens („Freie Operation“), Verbesserung des Führungskönnens („Leadership-Training“), Neugestaltung der Truppenausbildung („Gestaltung W 10“), Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit („Robustheit des Soldaten“)“ (Willmann 1997: 12). Der Wandel des Berufsbildes des Heeressoldaten hin zum robusten Kämpfer drückte sich unter anderem in der gesteigerten Betonung des „Allgemein-Militärischen Ausdauertraining“ (AMILA) des Heeres aus.<sup>18</sup> Die Forderung nach der Befähigung zum Kampf gelte im Heer für „alle Barett- und Litzenfarben“ so der Inspekteur des Heeres Generalleutnant Hans-Otto Budde (Mais 2005: 8). Auch mit der „Freien Operation“ erfolgte eine Rückbesinnung auf altes Denken, denn die zwischen Strategie und Taktik angesiedelte operative Ebene war im Kalten Krieg nur von untergeordneter Bedeutung gewesen (Willmann 1997: 10; Milotat 1996). Schon 1984 hatte der Kommandierende General des II. Korps in Ulm, Generalleutnant Werner Lange, im Zuge des Falklandkrieges eine Weisung „Kriegsnaher Ausbildung“ erlassen, welche körperliche Leistungsfähigkeit, die Vorbereitung der Soldaten auf die seelischen Belastungen im Gefecht, die Vorbereitung auf das Kämpfen und die Vermittlung eines Vorstellungsvermögens vom Gefecht forderte (Schultze-Rhonhoff 1997: 260). Daher spricht Detlef Bald (2005: 115) davon, dass der Kämpfertyp als Ideal des Soldaten bereits im Zuge der politischen Wende vom Herbst 1982 wieder mehrheitsfähig wurde. Der „Kämpferkult“ der frühen Bundeswehr erstand in gewandelter Form wieder auf, da er von der politischen wie militärischen Führung in den neuen Zeiten des erweiterten Aufgabenspektrums erwünscht war.

Schützenhilfe bzw. Flankenschutz erhalten die Restaurateure von zivilen Akteuren des militärischen Feldes. Vertreter einer bundeswehrafinen „strategic community“ argumentieren, dass das vereinigte Deutschland aufgrund einer gewandelten geostrategischen Situation mehr Verantwortung in der Welt übernehmen müsse und bei diesen neuen Einsätzen der Bundeswehr sei eben der etwas derbere Soldatentyp nötig (Arenth/Westphal 1994: 131). Im publizistischen Umfeld der Bundeswehr kommt daher durch Publikationsmöglichkeiten und berufliche Anstellung denjenigen Autoren die Unterstützung der Bundeswehrführung zuteil, die den Wandel vom „Staatsbürger in Uniform“ hin zum „Weltbürger in Uniform“ für Einsätze „out-of-area“ (Arenth/Westphal 1993: 66) für legitim erklären.

18 Dies führte dazu, dass sportliche Leistungsfähigkeit bei Laufbahnbeurteilungen im Heer oftmals höher ins Gewicht fiel, als andere Faktoren (Deutscher Bundestag 1997, 15).

Ein restauratives soldatisches Ethos für den „Weltbürger in Uniform“, wie es sich dann in der Heerdienstvorschrift „Truppenführung (TF)“ aus dem Jahre 2000 darstellt, verweist auf den Kampf als letzte moralische Begründung für den Soldaten und ist auf den charismatischen Führer zugeschnitten:

„Soldatisches Führen ist Grundlage der Truppenführung auf allen Führungsgebieten und bei allen Einsätzen des Heeres. Es bewährt sich vor allem im Kampf, unter außergewöhnlichen Bedingungen, in ungeklärter Lage und unter Zeitdruck. [...]. Soldatisches Führen fordert die Persönlichkeit des Führers“ (HDv 100/100, Nr. 301).

Eine Folge des sich verschiebenden militärischen Anforderungsprofils ist ein verändertes berufliches Selbstverständnis der Soldaten. Die funktionale Ausdifferenzierung des Soldatenberufes nimmt in dem Masse ab, wie das Bild des Kämpfers wieder als die selbstverständliche Berufsrolle aller Soldaten etabliert wird. Diesbezügliche Ausbildung und Erziehung bilden einen Schwerpunkt der Maßnahmen zum Umbau der Bundeswehr. Grundsätzlich müssen die Soldatinnen und Soldaten das notwendige Handwerkszeug vermittelt bekommen, um im komplexer gewordenen Einsatzspektrum sicher handeln zu können. In dieser Konsequenz soll sich die Ausbildung und Erziehung in erster Linie an den Einsatzfordernissen und der Realität zukünftiger Konflikte orientieren. Da die Aufgabenbereiche aber durchlässiger werden und eine zunehmende Professionalisierung ein traditionelles Berufsprofil ergibt, folgt ein neues berufliches Selbstverständnis hinsichtlich der eigenen Tätigkeit in Abgrenzung zu vergleichbaren Berufen innerhalb der zivilen Gesellschaft. „Soldatisches Selbstverständnis wird hier neu diskutiert und gefördert, militärische Professionalität zum Maßstab allen Denkens und Handelns erklärt, die Wichtigkeit militär-funktionaler Imperative gegenüber sozioökonomischen hervorgehoben, angeblich immerwährende militärische Tugenden neu belebt“ (Haltiner/Klein 2002: 19). Diese Reinstitutionalierung der Kämpferfigur unterstützt den Trend der Professionalisierung und führt dazu, dass die unmittelbar betroffenen Soldaten eine Militarisierung erfahren, die sie von der zivilen Gesellschaft entfremdet (ebd. 19). Hinzu kommt, dass die Einsätze der Bundeswehr fernab des heimatlichen Territoriums im Ausland durchgeführt werden und somit eine räumliche Distanz zu der sie entsendenden Gesellschaft entsteht (ebd. 20f). Die zivile Gesellschaft hat kaum noch Berührungspunkte mit dem Alltag der Bundeswehrsoldaten in den Einsatzgebieten und bezieht ihr Bild über die Bundeswehr aus kurzen Nachrichtenmeldungen. Die militärisch funktionsbedingten Norm- und Verhaltensprofile sowie überzogene Machbarkeitserwartungen der Exekutive an die militärische Seite decken sich nur in geringem Maße mit den Erfahrungen der zurückkehrenden Soldaten und schaffen eine soziale Distanz, die zu einer zivil-militärischen Entfremdung führt.

Die Entwicklung zu einer kleinen und flexiblen de facto Berufsarmee hat zwar zur Folge, dass sich manche Teilbereichen der Bundeswehr zivilisieren, da u.a. die privatwirtschaftliche Kostenrechnung Einzug gehalten hat, während in den unmittelbar militärischen Teilen der Organisation jedoch eine dem entgegen laufende Entwicklung stattfindet (Haltiner/Klein 2002: 19). Die diesbezügliche Wiederbelebung von militärischen Tugenden bedeutet eine gleichzeitige Remilitarisierung der Streitkräfte: „Ein rechtskonservatives Elitebewusstsein, das sich teilweise im bewussten Gegensatz zur zivilgesellschaftlichen Liberalität versteht, ist im Entstehen begriffen“ (ebd.). Die Signale der politischen und militärischen Führung, die eine ‚Normalisierung‘ des Aufgabenspektrums der Bundeswehr betonen, werden in der Truppe als Legitimierung militaristischer Vorstellungen und autoritärer Praktiken verstanden.

Der Trend zur Separarierung von der zivilen Welt wird dadurch verstärkt, dass die Belastungen der Soldaten durch häufigere Auslandseinsätze zunehmen. Diese Militärimissionen führen in ihrem Verlauf zu einer tendenziellen Überlastung der Soldaten, da sie regelmäßig eine mehrmonatige Trennung von Familie und Freunden verlangen. Bereits die bisher durchgeführten Einsätze zeigen, dass das vorgesehene Rotationssystem zur Auswechslung der eingesetzten Soldaten nur mit Mühe eingehalten werden kann und die Regenerationszeiten durch den Heimurlaub oftmals zu kurz kommen. Zusätzlich erwächst aus der für den Auslandseinsatz spezifischen Doppelanforderung als Kämpfer und Polizist ein strukturelles Problem, das sich in dem Maße verschärft, wie die Bundeswehr mehr und mehr für ‚robuste Einsätze‘ herangezogen wird. Die Überforderungen durch häufig wiederkehrende Einsätze, die widersprüchliche Doppelrolle als Gendarm und Kämpfer sowie die mangelnde gesellschaftliche Anerkennung und ein niedriges Berufsprestige werden dadurch kompensiert, dass der notwendige Halt in der militärischen Gruppe gesucht wird.

Die Annahme einer spezifischen Militärkultur entstand zunächst aus den Reihen des Militärs heraus, und besteht in der Annahme einer spezifischen Kultur auf Grund der dem Militär eigenen Funktions- und Organisationsspezifika. In ihrer traditionellen Form geht sie vom Militär als „Wert an und für sich“ aus und behauptet, dass das Militär wegen seines einmaligen Auftrages ein Beruf und eine Organisation ‚sui generis‘ sei. Die Frage des Professionalismus einer Berufsgruppe besitzt aber nicht nur funktionale Aspekte sondern vor allem auch politische Aspekte seitens einer Berufsgruppe gegenüber der Gesellschaft. Damit der Vorstellung von der eigenen Berufständigkeit auch Ansprüche an Einkommen und Prestige erwachsen, spricht Johnson (1972: 32) von Professionalismus als einer Ideologie. Diese Ideologie des Professionalismus, die für die Streitkräfte ebenso attraktiv ist wie für andere Berufsgruppen, beinhaltet Elemente wie ex-

klusive Expertise und Wissensgebiete so wie die Macht die Natur gewisser Probleme in diesem Wissensgebiet zu definieren und etwaige Problemlösungen zu monopolisieren. Darüber hinaus beinhaltet die Ideologie der Berufständigkeit das Selbstbild kollegialer Arbeitsbeziehungen gegenseitiger Unterstützung im Gegensatz zu konkurrierendem Wettbewerb. Eine gewisse Autonomie in der Entscheidungsfindung die zudem noch im öffentlichen Interesse steht und nur marginal durch finanzielles Interesse geleitet ist, sowie teilweise auch Selbstkontrolle durch die Standesvertretung machen die Attraktivität der Professionalismusideologie aus (Freidson 1994 passim). Symptomatisch für die Professionalismusdiskussion ist, dass explizit oder implizit nur der Offizierberuf als Profession anerkannt wird. Das Professionskriterium der Expertise – gerade auch in der Anwendung militärischer Gewalt – soll nur für Offiziere gelten, wenn gleich Unteroffiziere das Rückgrad der Armee bilden.

#### **4.3.2 Angemessenheit, die Praxis der Regelmäßigkeiten**

Durch spezifische Routinen und Rituale, die jeder Armee zu eigen sind, kann gerade das Offizierkorps seine Selbstwahrnehmung immer wieder neu bestätigen und den neuen Offiziersjahrgängen einen allgemein gültigen Denk- und Handlungsrahmen bieten. Hierbei sind Militärakademien bzw. Offizierschulen die Quelle einerseits kultureller Kontinuität und andererseits des Wandels (Burk 1999: 456f). Da die Kohäsion des Offizierkorps seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht länger durch prämilitärische Erziehung in Kadettenanstalten und Sozialisation der ‚erwünschten Kreise‘ geschaffen wird, muss dieser Korpsgeist nun im Militär selbst erzeugt werden. Doch die sachlichen und normativen Anforderungen des militärischen Dienstes wirken nicht unmittelbar, sondern sind durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und feldspezifische Interpretationen und Legitimierungen vermittelt (Apelt 2004: 17). „Social origins as a source of coherence were replaced by military culture as the main agent establishing identity“ (Geyer 1990: 192). Durch beständige Bestätigung der herrschenden Ordnung in der Lehre und der gleichzeitigen Adaption technische Neuerungen tragen Militärakademien zur Formierung des Offizierkorps und der Stabilisierung des militärischen Feldes bei.

Diesbezüglich führen die Benimmfibeln der drei Offizierschulen der Bundeswehr zum *Berufsbild* des Offiziers und dem Selbstverständnis der Offizierkorps folgendes aus:

OSH	OSLw	OSM
<p>„Auf der einen Seite sollen und wollen wir anstrengungsbereit und leistungsfähig sein und so auch einem besonderen Teil des Berufsbildes des Offiziers entsprechen, auf der anderen Seite sind wir Mitglieder einer Gemeinschaft deren Merkmal Solidarität ist und in der man sich mit Rücksicht auf den Mitmenschen bewegt“. (3)</p> <p>„Mit der Einstellung in die Laufbahn der Offiziere sind wir als junge Männer in eine Gemeinschaft eingetreten, die uns unseres während gesamten Berufes fordert, aber uns auch ständig etwas gibt. Diese Prägung wirkt über die zeitliche Zugehörigkeit zum Offizierkorps hinaus und strahlt in den privaten Bereich hinein“. (4)</p>	<p>„Jeder Offizier sollte sich darüber klar sein, dass er von seinen Untergebenen kritisch und abwartend betrachtet wird. Er wird daher seinem Auftrag als Führer, Ausbilder und Erzieher nur dann gerecht werden, wenn es ihm gelingt, durch vorbildliche Haltung in Leistung und Pflichterfüllung, uneingeschränkte Fürsorge eingeschlossen, Autorität und Anerkennung zu gewinnen“. (9)</p> <p>„Die öffentliche Meinung erwartet von Ihnen insbesondere als Führer, Ausbilder und Erzieher ihnen anvertrauter Soldaten eine einwandfreie Lebensführung. Übermäßig genossener Alkohol beweist Willensschwäche und mangelndes Verantwortungsbewusstsein und ist somit mit der Vorbildfunktion des Offiziers nicht vereinbar“. (11)</p>	<p>„Auch beim Umgang mit Untergebenen sollte das Gebot des Taktes, der Höflichkeit und der Freundlichkeit nie vergessen werden. Aber erst durch entsprechende Haltung, Leistung und Wissen kann der Vorgesetzte die Achtung und das Vertrauen gewinnen, welches er zur Erfüllung seiner Aufgabe, der Führung, Erziehung und Ausbildung der Truppe benötigt“. (4)</p> <p>„Offiziere sind Führungspersonen und gelten in der Öffentlichkeit immer als Vertreter der Bundeswehr“. (5)</p>

Militärakademien üben einen maßgeblichen Einfluss auf das feldspezifische Handeln aus, da just aus der Professionalisierungsfunktion der Offizierschulen junge Offiziere einen deutlichen Distinktionsgewinn ziehen können. In dieser Hinsicht betont Burk (1999: 457) die *konservativen* Aspekte der institutionalisierten Ausbildung:

„They became literal bearers of military tradition, explicitly preserving, codifying, and passing down knowledge about previous beliefs and practices that influenced the conduct of war. More broadly, to the extend of their own prestige, which varied by nation, they al-

so elevated the status of the military profession, indirectly promoting respect for military values in the larger society“.

In diesen Offizierschulen und Militärakademien wird unter den Jahrgangskameraden die Entwicklung eines Korpsgeistes gefördert, der die jungen Offiziere befähigt in das Offizierkorps aufgenommen zu werden. Da die Bundeswehr für die meisten Offizieranwärter der erste Arbeitgeber ist, ist bedeutend, dass für fast alle Offizieranwärter die berufliche mit der betrieblichen Sozialisation zusammenfallen. Während des ersten Dienstjahres findet eine rigide Sozialisation zur Einhaltung militärischer Ordnung und zur Verinnerlichung des Prinzips von Befehl und Gehorsam statt (Elbe 2004: 423). In Grundausbildung und Offizierschule wird eine soldatische Haltung in Körper und Geist explizit trainiert. Dabei ist die Herausbildung einer spezifischen Sicht auf die Innen- und Außenwelt von entscheidender Bedeutung. Zum Verständnis des Handelns von Offizieren muss man daher die spezifischen Referenzen des Korpsgeists kennen. „Their capacity to operate depends on links with larger units, which provide their supplies, maintain symbols of the homeland, and regulate their exposure to war's danger through the exercise of command“ (Burk 1999: 454). Als konservativer Bestandteil hat kollektive Erinnerung in Form von Tradition insofern eine integrative Funktion, da sie als ein „tool kit“ von Symbolen, Geschichten und Ritualen die kulturelle Dimension kollektiven Handelns bündelt und für ihre Adressaten, Perspektiven und Interpretationsmuster bündelt (Swidler 1986: 273).

„A diffuse, but still important, influence on military culture is the collective memory or imagination of past war that is widely shared among members of the military and is frequently relied on as a normative guide for behaviour in the present. [...] But, collective memories are not histories, characterized by concern for detail and accuracy, they are symbolic constructions condensing events to communicate their essential meaning simply and powerfully“ (Burk 1999: 457).

Es ist daher notwendig zu fragen, um was es bei den sozialen Spielen im Militär geht. Die Antwort mag sein: um die Chancen der persönlichen Karriere eines Soldaten im militärischen Feld in Zusammenhang mit der internen Durchsetzung dieser Vorstellungen vom Wesen des Militärs eines Landes, seiner Rolle in Staat und Gesellschaft. Es gilt daher, das Militär – ebenso wie andere soziale Felder – als eine Arena zu betrachten, in der um die Definitionsmacht im Militär gerungen wird und in der sich gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen widerfinden. Ein solches soziales Feld bedingt einen Habitus, der die selbstverständliche Anpassung an die spezifischen Erfordernisse des Feldes erlaubt. In der Aufeinanderabstimmung von Feld und Habitus entsteht ein praktisch wirksamer Glaube an

das Spiel und die bedingungslose Zustimmung zu der als vollkommen sinnvoll erscheinende Logik des Spiels (Bourdieu 1987: 124). Durch den Glauben an das „Spiel“ sind die Spieler dem Spiel gegenüber gefangen, dennoch erlaubt es ihr *praktisches Gespür* für das Spiel, intuitiv richtige Spielzüge durchzuführen. Das praktische Gespür stellt ein Wissensmuster dar, das es dem sozialen Akteur erlaubt, geradezu traumwandlerisch im jeweiligen sozialen Feld angemessen handeln zu können (Bourdieu 1987: 147ff).

Auch die inkorporierten Strukturen derjenigen die zum Militär gehen, tragen dazu bei eine bestimmte Militärtkultur zu reproduzieren oder sie vielleicht zu verändern. Es gilt dazu den sozio-ökonomischen Hintergrund von freiwilligen Rekruten für die Laufbahnen der drei Dienstgradgruppen zu berücksichtigen: „In Berufsarmeen, wie sie die USA seit 1973 haben, ziehen wirtschaftliche Anreize und der Mangel an anderweitigen Arbeitsplätzen mehr Personen aus unterprivilegierten und Arbeiterfamilien ins Militär“ (D’Amico 2003: 284). Ähnliches gilt auch für die Bundeswehr. Geyer (1990: 201) stellt fest, dass die Offiziere der Bundeswehr wie schon die Mehrheit der Offiziere der deutschen Wehrmacht und der NVA vornehmlich dem „exekutiven Kleinbürgertum“ (Bourdieu 1982: 549ff) entstammen und eine politisch konservative Haltung besitzen. Die Stehende Armee besitzt auch eine hohe Anziehungskraft auf junge Männer mit nationalkonservativen oder tendenziell rechtsextremen politischen Orientierungen (Gareis et al. 2001 passim). Die Bundeswehr zieht für den Offizierberuf überwiegend Bewerber an, die dem Typ eines ordnungsliebenden Konventionalisten entsprechen, also eine hohe Ausprägung von Pflicht- und Akzeptanzwerten aufweisen, während sie Selbstverwirklichung wenig Bedeutung beimesen (Kersten 2002 passim).

Die Stehende Armee ist ein sozioökonomisches Abbild der liberalistischen Gesellschaft, da das militärische Rangsystem vergleichbar zu den gesellschaftlichen Schichten verläuft, denn der jeweilige Bildungsstand entscheidet über die Zulassung zur jeweiligen Dienstgradgruppe. Angehörige bestimmter sozialer Klassen bevorzugen das Militär, weil sie bewusst oder unterbewusst dort eine Entsprechung ihrer eigenen Dispositionen und Haltungen erwarten können. Der berufliche Hintergrund der Eltern kann gute Anhaltspunkte für den sozio-ökonomischen Hintergrund der Kinder geben. Schauen wir uns dazu die elterlichen Berufe der Bundeswehroffiziere an:

*Tabelle 4: „Gegenwärtiger bzw. zuletzt ausgeübter Beruf Ihres Vaters“*

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Arbeiter: Ungelernt	2.6%	2.5%	2.0%	2.7%	4.5%	2.5%
Arbeiter: Gelernt	24.2%	26.9%	31.3%	15.4%	18.2%	25.5%
Arbeiter: Meister, Polier	13.7%	14.1%	18.1%	13.4%	4.5%	14.7%
Angestellter: einf./mittl. Dienst	22.6%	15.2%	15.8%	12.1%	9.1%	18.0%
Angestellter: gehobener Dienst	7.9%	8.0%	6.7%	8.1%	9.1%	7.7%
Angestellter: höherer Dienst	3.2%	3.3%	4.4%	6.7%	4.5%	3.9%
Beamter/BS: einf./mittl. Dienst	3.6%	4.2%	5.8%	4.7%	4.5%	4.4%
Beamter/BS: gehobener Dienst	4.4%	6.1%	4.4%	10.7%		5.4%
Beamter/BS: höherer Dienst	2.1%	2.5%	1.8%	7.4%	18.2%	2.9%
Selbständiger Landwirt	1.1%	1.9%		1.3%	4.5%	1.1%
Freier Beruf, selbst. Akademiker	3.1%	4.4%	3.8%	8.1%	4.5%	4.1%
Sonstiger Selbständiger	10.0%	10.5%	5.3%	8.7%	18.2%	9.0%
Hausmann	1.5%	.3%	.6%	.7%		.9%
Total N	619	361	342	149	22	1493
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2005

N = 1493

tau-b = .021

*Tabelle 5: „Gegenwärtiger bzw. zuletzt ausgeübter Beruf der Mutter“*

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Arbeiterin: Ungelernt	3.0%	4.7%	7.0%	3.4%	4.8%	4.4%
Arbeiterin: Gelernt	25.8%	28.2%	30.4%	18.8%	23.8%	26.7%
Arbeiterin: Meisterin, Polierin	2.9%	1.6%	1.2%	3.4%		2.2%
Angestellte: einf./mittl. Dienst	30.9%	26.0%	22.6%	20.8%	19.0%	26.7%
Angestellte: gehobener Dienst	6.5%	8.5%	4.3%	10.1%	9.5%	6.9%
Angestellte: im höheren Dienst	2.4%	1.6%	1.2%	2.7%	4.8%	2.0%
Beamte/BS: einf./mittl. Dienst	2.2%	2.7%	1.7%	1.3%		2.1%
Beamte/BS: gehobener Dienst	4.3%	3.6%	2.0%	3.4%		3.4%
Beamte/BS: höherer Dienst	1.3%	.8%	.3%	4.0%	4.8%	1.3%
Selbständige Landwirtin	.2%	.8%			4.8%	.3%
Freier Beruf, selbst. Akademikerin	2.4%	1.6%	1.2%	2.0%		1.9%
Sonstige Selbständige	4.3%	5.8%	4.1%	7.4%		4.8%
Hausfrau	13.9%	14.0%	24.1%	22.8%	28.6%	17.3%
Total N	628	365	345	149	21	1508
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2005

N = 1508

tau-b = .035

Junge Offiziere stammen Anfang des 21. Jahrhunderts aus den unterschiedlichsten sozialen Klassen, vorwiegend aber dem Kleinbürgertum. Die Väter der Offiziere sind oftmals freiberuflich tätig oder Beamte im höheren Dienst, arbeiten als Angestellte oder sind Arbeiter. Die Mütter erfüllen oftmals noch das traditionelle Rollenbild der Hausfrau, sind gelernte Arbeiterin oder kleine Angestellte, aber auch als Selbständige tätig. Die Herkunft der Offiziere bestimmt sich seit den 1970er Jahren durch ein ordnungsorientiertes Mittelschichtsmilieu, für das finanzielle Absicherung eine besondere Rolle spielt, dem das Bildungsangebot sozialen Aufstieg verspricht und das berufsethisch militärischen Ordnungsvorstellungen und autoritären Regelungentendenzen aufgeschlossen gegenüber steht (Elbe 2004: 422). Die relativ homogene Klassenlage im exekutiven Kleinbürgertum fördert die charakteristischen Eigenschaften des Offizierkorps.

Das militärische Feld als Ausdruck der Legitimität der bestehenden Ordnung und seinem Anknüpfungspotential an Vorstellungen von vornehmer Ritterlichkeit oder männlichem Abenteuerertum, seinen großen ökonomischen Anreizen sowie sozialen Sicherheiten bietet sich für die oben genannten Aufstiegsstrategien ideal an. Nach freiwilligem Eintritt in die Militärorganisation sieht sich der Unteroffizier oder Offizier spezifischen Mitgliedschaftserwartungen ausgesetzt. Man tritt aus utilitaristischen Erwägungen in eine „Betriebsorganisation“ ein, findet sich allerdings in einem sozialen Verband wider, der wie eine „Assoziationsorganisation“ auftritt, weil er vermeintlich uneigennützigen Interessen dient und eine Sphäre besonderer Gewaltverhältnisse des Staates darstellt.<sup>19</sup> Ein Mensch mit einem dementsprechenden Spektrum an Dispositionen wählt den Beruf des Soldaten, da „der Habitus seine eigene Konstantheit und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft“ (Bourdieu 1987: 113). Strukturkonservatismus und Arbeitslosigkeit in manchen Regionen tragen stark zur Verpflichtungswahrscheinlichkeit für den Militärdienst bei. Bisweilen wird daher von strukturellem Wehrdienst gesprochen, da überwiegend diejenigen zum Militär gehen, die keine beruflichen Alternativen haben (Leonhard/Biehl 2005: 260). Zusätzlich kann eine staatsorientierten Einstellung des Bewerbers und ein gutes Ansehen der Armee im Volk zum Eintritt in das militärische Feld bewegen, denn das Interesse

---

19 Ludwig v. Friedeburg (1977: 204) verweist darauf, dass wegen der Funktion des Militärs im Ernstfalle alle fachtechnische Berufsausbildung die Gewaltanwendung als spezifisches Organisationsziel sowie wie die entsprechenden Folgen gegnerischen Handelns einschließen muss, weswegen einer beruflichen Angleichung zur Zivilwelt Grenzen gesetzt sind.

an einem Arbeitgeber wird in hohem Maß von dessen Wahrnehmung in der Öffentlichkeit bestimmt (Lievens et al. 2005: 555; 562).

Darüber hinaus haben Koch/Kosub (1988: 13) festgestellt, dass das familiäre Milieu junger Offiziere durch einen dominanten Vater sowie hohe Ordnungs- und Regelorientierung gekennzeichnet ist. Nach Bourdieu wohnt gerade dem Habitus eine Trägheit inne, die dazu führt seine Dispositionen zu verstärken. Diese sich selbst verstärkenden Effekte können eine Erklärung für die weitverbreiteten sozialkonservativen Vorstellungen im Militär bieten, wie sie sich auch in der Parteipräferenz zeigt. Anfang der 1960er Jahre sprachen sich in einer Befragung (Waldmann 1963 passim) 74,6 Prozent aller Leutnante, Oberleutnante und Hauptleute sowie 74,2 Prozent der Unteroffiziere und 76,9 Prozent der Feldwebel und für die CDU/CSU aus. Gemessen an den heutigen Werten (s. Tabelle 6) hat die CDU/CSU relative Verluste unter den meisten Soldaten außer bei den Stabs- und Flagoffizieren erfahren.

*Tabelle 6: „Welche Partei würden Sie wählen, wenn am nächsten Sonntag Bundestagswahlen wären? Wäre das ...“*

	Mann-schaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
CDU/CSU	33.7%	44.6%	46.0%	54.8%	76.5%	41.3%
SPD	22.2%	17.8%	27.8%	19.7%		21.8%
FDP	5.8%	7.8%	8.0%	17.9%	14.7%	8.0%
Bündnis90/ Die Grünen	1.6%	.6%	.8%			1.1%
PDS/WASG	5.9%	8.4%	4.6%	1.1%	2.9%	5.7%
Republikaner, DVU, NPD	6.2%	3.9%	1.6%	.4%	2.9%	4.1%
Keine, würde nicht wählen	24.6%	16.9%	11.2%	6.1%	2.9%	18.0%
Total N	1335	664	609	279	34	2921

Jahr: 2005

N = 2921

tau-b = -.168\*\*

Von Offizieren wird überdurchschnittlich die konservative CDU/CSU als politische Partei bevorzugt. Eine offen geäußerte Vorliebe für rechtsextreme Parteien ist gerade bei den Offizieren nicht erkennbar. Auffallend hingegen der relativ große Zuspruch unter den Offizieren zur rechtsliberalen FDP. Gleichwohl hatte die Bundeswehr in den 1990er Jahren in ihren Reihen mit offen rechtextremen

Vorkommnissen zu tun, da verstkt junge Männer mit nationalkonservativer oder sogar faschistischer<sup>20</sup> Einstellung in die Bundeswehr eintraten (Kutz 1997: 310). Nach Ansicht des Militarhistorikers Wolfgang Wette (1998: 126f) ist es in den 1990er Jahren in der Bundeswehr salonfig geworden sich nationalkonservativ und rechtsradikal zu geben. Einem Rechtsruck in Gesellschaft und Militär versucht Glotz (1998: 7) auf die Spur zu kommen und stellt folgende Überlegung an:

Das Festhalten an der Legende von der „sauberen Wehrmacht“ und die neue Militarpolitik treffen auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen (Sozialabbau, Arbeitslosigkeit, Fremdenfeindlichkeit, Zunahme von Gewalt), die einen günstigen Boden für Rechtsextremismus abgeben.

Der Nationalkonservatismus einiger Kreise der Bundeswehr funktioniert freilich wesentlich subtiler als es sich in „Besonderen Vorkommnissen“ ausdrkt. Wie sollte das offen ausgesprochene Lob anlässlich Geselliger Veranstaltungen Dienstlicher Art z.B. von Marineoffizieren für Großadmiral Dnitz als ehrenwertem letztem Reichskanzler oder von Heeresoffizieren das Lob für den Wehrmachtsgeneral Mannstein als militärischem Vorbild den Straftatbestand der Volksverhetzung erfüllen? Dennoch ist es nicht klug sich allzu unverholen rechtsradikal zu zeigen, da offen geuberte Kritik am ‚verwestlichten‘ Zustand Deutschlands weder gesellschaftsfig noch politisch opportun ist.<sup>21</sup> Nationalkonservative innerhalb und außerhalb der Bundeswehr bedienen sich verschie-

---

20 Faschismus zeichnet sich durch extremen Nationalismus, Anti-Kommunismus und Rassismus aus sowie durch die Bejahung der Anwendung physischer Gewalt durch den Staat gegen innere und bare Feinde. Walter Benjamin (1991b: 506) betont: „Der Faschismus versucht die neu entstandenen proletarisierten Massen zu organisieren, ohne die Eigentumsverhältnisse, auf deren Beseitigung sie hindrgen, anzutasten. Er sieht sein Heil darin, die Massen zu ihrem Ausdruck (beileibe nicht zu ihrem Recht) kommen zu lassen.“ Die Hitlerbewegung war grundsätzlich faschistisch, darüber hinaus aber gerade auch extrem anti-semitisch.

21 So geschehen mit dem ehemaligen Kommandeur des KSK Brigadegeneral Reinhard Günzel, der sich 2003 politisch unoportun in einem Schreiben mit Bundeswehrbriefkopf bei dem CDU-Politiker und ehemaligen Präsidentschaftskandidaten Martin Hohmann für dessen revisionistische Rede zum „Tag der Deutschen Einheit“ bedankte. Durch einen Zufall gelangte dieses Schreiben in die Presse. Günzel wurde von BM Struck keine Möglichkeit zur Erklärung geboten, öffentlich als geistig verwirrt bezeichnet und entlassen; die politischen Ansichten dieses Generals waren in der Bundeswehr und im BMVg freilich schon lange Zeit bekannt.

dener Wege um ihre Werte zu pflegen und sich in einflußreiche Positionen zu helfen. So führt etwa der „Kameradenkreis der Gebirgstruppe“, ein 1952 gegründeter Verein von Veteranen aus deutscher Wehrmacht, Waffen-SS sowie später von Bundeswehrsoldaten, stets zu Pfingsten in Mittenwald am Ehrenmal auf dem Hohen Brendten eine Gedenkfeier für alle gefallene Kameraden durch. Die Unterstützung durch die Bundeswehr passt zwar nicht zum offiziellen Traditionverständnis der Bundeswehr, doch findet das jährliche Treffen dieses Kameradenkreises den Rückhalt einer politisch gleichgesinnten Fraktion innerhalb des Offizierkorps des Heeres und von Teilen der politischen Klasse.

Die scheinbar apolitische Betonung des zeitlosen Dienstes am Staat dient der politischen Integration des militärischen Felds. Der Soldat sieht sich als Träger des Staates. Anfang des 20. Jahrhunderts bringt Hintze (1970: 53) dies auf die Formel: „Alle Staatsverfassung ist ursprünglich Kriegsverfassung, Heeresverfassung.“ In den 1950er Jahren führt dann Huntington (1981: 70ff) insbesondere drei Funktionen an, die die Verantwortung des Militärs gegenüber dem Staat auszeichnen: Repräsentation, Beratung, Umsetzung politischer Entscheidungen. Grundsätzlich existiert der militärische Berufsstand um dem Staat zu dienen, da es dessen Politik effektiv umzusetzen hat. Da politische Weisungen von oben kommen, denen das Militär Gehorsam schuldet, muss das Militär hierarchisch gegliedert sein. Die höhere militärischen Führung muss auf die loyale Befolgung der Befehle auf unteren Ebenen vertrauen können, weswegen Huntington (1981: 73) folgenden Schluss zieht: „Consequently, loyalty and obedience are the highest military virtues.“ In erster Linie Gehorsam gegenüber dem Staat und in zweiter Linie Loyalität gegenüber dem militärischen Ideal und den eigenen Reihen stellen für Huntington (1981: 79, 74) die maßgeblichen militärischen *Tugenden* dar. Diese Haltung findet sich auch in der Stehenden Armee der BRD wieder.

*Tabelle 7: „Für mich ist der Dienst in der Bw in erster Linie ein Bekenntnis zu unserem Staat.“*

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
trifft voll und ganz zu	19.2%	22.3%	30.0%	29.0%	21.1%	23.1%
trifft eher zu	31.2%	40.9%	35.7%	37.9%	47.4%	35.4%
weder-noch	29.3%	26.1%	23.9%	23.4%	23.7%	26.8%
trifft eher nicht zu	12.3%	8.1%	8.0%	6.1%	7.9%	9.7%
Trifft überhaupt nicht zu	8.0%	2.5%	2.4%	3.7%		5.0%
Total N	903	479	414	214	38	2048
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2048

tau-b = -.135\*\*

Der starke *Staat* an sich ist für die Militärs die wahre Form politischer Organisation. In der Militärpolitik spiegelt sich die berufständische Verantwortung des Militärs für die militärische Sicherheit des Staates wider. Als stets sichtbares Symbol des nationalen Selbstbehauptungswillens gegen potenzielle Bedrohung relativiert das Militär innergesellschaftliche Interessengegensätze und verdeutlicht die Hochschätzung der eigenen kulturellen Lebensform. Daher kommt dem Militär der Symbolcharakter der weltanschaulichen Höherwertigkeit der eigenen Gesellschaftsordnung zu (Wachtler 1983c: 74f). Diese „allgemeine Grundhaltung“ wie Bourdieu (1993b: 25) den Habitus bezeichnet, dient im Militär und anderswo dem angemessenen Denken und Verhalten also der „Angemessenheit“.

#### **4.3.3 Soldatischer Habitus, die Logik der Selbstdarstellung**

In seinen Analysen sozialer Distinktionen fokussiert Bourdieu insbesondere jene Codes, die als *Habitus* nur von bestimmten Gruppen beherrscht werden. Der Habitus ist wie eine zweite Natur für den Akteur und steht in einem ontologischen Verhältnis zum jeweiligen sozialen Feld, wie hier dem Militär. Der Habitus als dauerhaftes, übertragbares und charakteristisches Dispositionssystem (Bourdieu 1982: 25; 98) fungiert dabei als Schema zum Wahrnehmen, Beurteilen und Denken aller wahrnehmbaren menschlichen Tätigkeit (*Praxis*) im Alltag, die Bourdieu als soziale Praxis bezeichnet. Diese Dispositionsmuster vermitteln den Akt-

euren ein soziales Gespür (*sens pratique*), das als Ordnungssinn zu verstehen ist, und bilden dessen Grundlage.

Der Habitus entspricht dem Produkt einer langen Geschichte *strukturierter* Struktur; gleichzeitig ist er selbst *strukturierende* Struktur, die im Wandel begriffen ist. Das Konzept des Habitus erlaubt Bourdieu damit die Dialektik von einerseits *objektiven* und von andererseits einverleibten, verkörperten, *subjektiven* Strukturen begrifflich einzufangen. Was die Kontrahenten in den ‚Spielen‘<sup>22</sup> der sozialen Praxis zu ihren Handlungen treibt, lässt sich erst durch deren Habitus erschließen, da er die Dispositionen der Handelnden widerspiegelt (Bourdieu 1985: 69).

Die habitualisierten Dispositionen eines sozialen Akteurs bilden und verändern sich gegebenenfalls in Auseinandersetzung mit der Praxis des Feldes. Der Habitus ist als offenes Dispositionssystem konzipiert, das zwar als relativ stabil und zeitbeständig ist, sich aber mit dem sozialen Feld wandeln kann. Einerseits besteht ein Zusammenhang zwischen Eintritt und Zugehörigkeit zu einem sozialen Feld und dem, was Bourdieu in seiner Kultursoziologie sozialer Ungleichheit als Klassenhabitus rekonstruiert. Andererseits bestehen feldspezifische Habitusformen, so dass es möglich erscheint, dass diejenigen Habitusformen, die als Ergebnis der sozialen Lage im sozialen Raum bestehen, durch diejenigen Habitusformen, die sich als Ergebnis der Praxis des Feldes entwickeln, überlagert oder sogar verdrängt werden. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass soziale Felder auch durch Professionalismus im Sinne berufständischer Tätigkeit geprägt sind (Krais/Gebauer 2002: 55f). So argumentiert Windolf (1981: 140f), dass die berufliche Sozialisation zur Ausbildung eines Berufshabitus führt, der die soziale Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen maßgeblich beeinflusse. Im Militär übt nun die Dienstgradgruppe der Offiziere mittels steiler Hierarchie einen prägenden Einfluss auf alle Bereiche dieses sozialen Feldes aus, weswegen Offiziere als maßgebliche Kraft für die Gestaltung der Spielregeln zu betrachten sind. Das Dispositionssystem der Offiziere prägt durch seinen Vorbildcharakter aufgrund ihrer herausgehobenen Position und hierarchisch exponierten Stellung das gesamte militärische Feld und den soldatischen Habitus per se.

Soldatischer Habitus inkorporiert sowohl die Effekte des Feldes, die das Militär erst als eigenes soziales Feld konstituieren, als auch die Bedingungen des sozialen Raums aus dem die Soldaten ihrer Herkunft nach stammen und der ihren primären Sozialisationskontext darstellt. Die Werte des Herkunfts milieus und die Werte des Berufsmilieus können dabei durchaus antagonistisch sein

---

22 Bourdieu benutzt den Begriff des Spiels um einerseits den schauspielerischen Charakter des sozialen Handelns und andererseits dessen Wettbewerbscharakter abzubilden.

(Bourdieu 1982: 564). Die Bedeutung des Habitus besteht im Militär wie auch in anderen sozialen Feldern in seiner Funktion als Unterscheidungssystem, das es einem sozialen Akteur im feldinternen Wettbewerb erlaubt sich bei relevanten Gruppen zu platzieren. Die Konflikte zwischen einzelnen Akteuren bzw. Gruppen in einem Feld bestehen in einem feldspezifischen Antagonismus hinsichtlich der Möglichkeit zur Anrechnung von verschiedenartigen Handlungsdispositionen. Dabei vereint die Akteure in ihrem Kampf um das Interessenobjekt ein gemeinsames spezifisches Interesse am Feld, an das sie glauben und affektiv besetzen (Bourdieu 1987: 124f). Deswegen ist es zielführend zur Untersuchung des militärischen Feldes von einem gemeinsamen soldatischen Habitus auszugehen.<sup>23</sup>

Der sehr komplexe Begriff des Habitus lässt sich als inkorporierter Code der Handlungsgrammatik definieren. Daher kann man das Habituskonzept als eine Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen betrachten (Bourdieu 1976: 164). Die jeweiligen Praxisformen des Habitus entstehen durch den Einfluss des sozialen Raumes. Der Habitus ist Ausdruck einer bestimmten sozialen Position. „Innerhalb des Militärs kann das Offizierkorps als spezifisches Kräftefeld mit eigener (fast noch ständig empfundener) Logik verstanden werden, das einem auf elitärem Bewusstsein fußenden und mit Führungsanspruch versehenen Habitus des Offiziers begründet“ (Elbe 2004: 420). Das aus der Logik der Bürokratie resultierende berufständische Denken von Beamten und Offizieren, wie es Max Weber beschreibt, geht heutzutage bei den Offizieren zumeist mit dem Lebensstil sozialer Aufsteiger einher, da sich das Offizierkorps in westlichen Industrieländern immer weniger aus den gesellschaftlich „erwünschten Kreisen“<sup>24</sup> rekrutiert. Gerade deswegen ist es für das Offizierkorps so wichtig diejenigen Dispositionen zu erwerben, die ihre Vorgängergenerationen schon bei Eintritt in das militärische Feld mitbrachten.

Berger/Luckmann (2000: 149) verdeutlichen die weit reichende Bedeutung sekundärer Sozialisation für sog. „Subwelten“ am Beispiel der historischen Trennung der Kavallerie von der Infanterie und den daraus folgenden Konse-

---

23 Moelker (2003) konzentriert sich in seiner Untersuchung der niederländischen Militärakademie auf den Habitus des Kadettenkorps, während Elbe (2004) in seinem Beitrag zum deutschen Offizierkorps und Müller/Elbe/Sievi (2006) in ihrer Untersuchung studierender Offiziere nur einen Offizierhabitus betrachten.

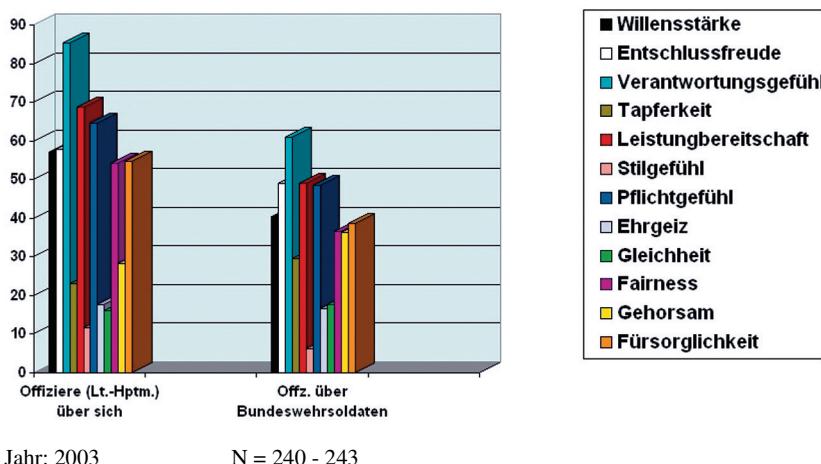
24 Diese setzten sich in Deutschland seit dem Kaiserreich aus den „in jeder Beziehung erwünschten Kreisen“ der Offizierfamilien und Gutsbesitzer, sowie den „erwünschten Kreisen“ des Bildungsbürgertums (höhere Beamte, sowie akademische und freie Berufe) zusammen (Bald 1982: 41f).

quenzen für deren Angehörige hinsichtlich Identifikation mit sozialer Rolle und Normen. Was nun aber die Beteiligten in diesem ‚Spiel‘ zu ihren Handlungen treibt, lässt sich nach Bourdieu erst durch deren Habitus erschließen, der die Dispositionen der Handelnden widerspiegelt (Bourdieu 1985: 69). Diese „allgemeine Grundhaltung“ wie Bourdieu (1982: 25) den Habitus auch bezeichnet, erlaubt durch die Kenntnis angemessener Habitusformen im Militär auf den soldatischen Habitus zu schließen. „Indeed, an extended approach (to military sociology; UvH) will consider the patterns of military habitus and the interrelated dimensions of feeling, thinking, and doing, which may become an important topic of investigation and research“ (Virchow 2005: 39). Über den soldatischen Habitus hinaus gilt es das militärische Feld in seiner Gänze zu vermessen. In der sozialen Praxis ergeben die Passungen von Akteur und Feld zusammen genommen die spezifische Kultur eines solchen sozialen Universums.

Die Vermittlung des Offizierbildes in der Sozialisation von Offizieranwärtern und Offizieren ist ein zentraler Aspekt in der Herausbildung eines typischen Korpsgeistes und spezifischen Habitus (ebd. 419). Der elitäre Habitus von Offizieren, beruht u.a. auf Distanziertheit. Diese sektorale Elite des Militärs, 2002 gab es eine Offizierquote von 12,7 Prozent (BMVg 2002: 29) kommt selten in Kontakt mit der Masse der einfachen Soldaten (Mannschaftsdienstgraden) (Klein 1986: 223) und ist dennoch prägend für das militärische Feld. Höflichkeit im Sinne von Verhaltensregeln an einem dynastischen Hofe, steht dabei nur in scheinbarem Widerspruch zum Stereotyp des rauen Kasernenhoftons. Traditionell erlaubte gerade die Beherrschung von Höflichkeit und Etikette dem Offizier sich am Hofe zu bewegen (Moelker 2003: 84). Diese Praxisformen entsprechen der aristokratischen Vergangenheit, Tradition und dem Eigenanspruch nicht nur des deutschen Offizierkorps. *Habituelle Sekundärtugenden* des militärischen Feldes wie Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit, Bescheidenheit, Besonnenheit, Ehrgefühl, Entschlossenheit, Gelassenheit, Pflichtgefühl, Selbstlosigkeit, Willensstärke besitzen einen hohen moralischen Anspruch. Sie dienen dazu, den Anforderungen der Mitgliedschaft in einer ‚moralischen Organisation‘ gerecht zu werden. Der überkommene Begriff der Ritterlichkeit beinhaltet diese habituellen Sekundärtugenden, besitzt aber auch die *funktionalen Sekundärtugenden* wie Disziplin, Ehrlichkeit, Entbehrungsbereitschaft, Gehorsam, Härte, Loyalität/Treue, Mut, Urteilskraft, Verantwortlichkeit, Zusammenhalt. Diese Dispositionen dienen der Pflichterfüllung in den entbehrungsreichen und bedrohlichen Lagen von Einsatz und Krieg. Die Ritterlichkeit des militärischen Feldes mit ihren habituellen und funktionalen Sekundärtugenden drückt die vermeintliche Interessenfreiheit dieses sozialen Universums aus. Dies lässt sich besonders deutlich an dem Selbstlosigkeit implizierenden Begriff der Verantwortung zeigen.

In der elementaren Heeresdienstvorschrift „Truppenführung“ (100/100: Nr. 304) steht der zentrale Satz „Die Verantwortung des militärischen Führers ist unteilbar“. Dies impliziert, dass der militärische Führer die Bürde der Verantwortung als erster Diener seiner Untergebenen allein schultern muss, doch begründet dies just seine herausgehobene Position. Weiter heißt es: „Er trägt sie sowohl für sein eigenes Handeln als auch für das seiner Untergebenen. Die ungeteilte Führungsverantwortung, aber auch Willensstärke und Durchsetzungsvermögen befähigen ihn dazu, seine Truppe zu gemeinsamer Leistung und zum Erfolg zu führen“. In einem Feld wie dem Militär wo Interessenfreiheit die oberste Norm ist, da es dem Staat und der Allgemeinheit zu dienen gilt, sind daher Dispositionen nötig, die auf der kollektiven Verdrängung des Interesses beruhen. Schaubild 3 zeigt die Orientierung an dienenden Tugenden.

Schaubild 3: „Wie wichtig sind für Sie persönlich die folgenden Eigenschaften?“ (Hier nur die Antworten in %: „Sehr wichtig“)



Für Offiziere im Dienstgrad Leutnant bis Hauptmann ist die Tugend des Verantwortungsgefühls mit 85,1% („sehr wichtig“) am allerwichtigsten unter den genannten Werten. Dies spiegelt die zentrale Bedeutung dieser Tugend für das berufliche Selbstverständnis junger Offiziere wieder. Pflichtgefühl steht mit 64,5% („sehr wichtig“) an dritter Stelle in der Eigenbeschreibung junger Offiziere. Besonders spannend ist die harsche Differenz zwischen „Leistungsbereitschaft“ (68,7% „sehr wichtig“) und „Ehrgeiz“ (17,4% „sehr wichtig“). Doch dieser zunächst verblüffende Unterschied steht völlig im Einklang mit den Normen der Offizierschulen. Die Offizierschule des Heeres (OSH) formuliert in ihrer Fi-

bel „Stil und Formen“: „Auf der einen Seite sollen und wollen wir anstrengungsbereit und leistungsfähig sein und so auch einem besonderen Teil des Berufsbildes des Offiziers entsprechen, auf der anderen Seite sind wir Mitglieder einer Gemeinschaft deren Merkmal Solidarität ist und in der man sich mit Rücksicht auf den Mitmenschen bewegt“ (OSH: 3). Leistungsbereitschaft wird also verlangt, während gleichzeitig Rücksicht erwartet wird. Ehrgeiz ist in diesem Sinne eine übersteigerte Leistungsbereitschaft, die die militärische Gemeinschaft bedroht.

Das militärische Feld – ebenso wie die sozialen Felder der Kunst, Literatur, Religion, Wissenschaft etc. – geht mit einem anti-ökonomischen Habitus einher, da dieses Universum sich aus dem Dienst gegenüber einer höheren Sache legitimiert und das implizite Konzept der Ritterlichkeit aus einer vorkapitalistischen Epoche stammt. „Mikrokosmen, die auf der Basis einer Umkehrung des Grundgesetzes der ökonomischen Welt konstituieren und in denen das Gesetz des ökonomischen Interesses aufgehoben ist“ (Bourdieu 1998: 154).

Die Idee der Ritterlichkeit durchzieht das Stehende Heer seit seiner neuzeitlichen Gründung im 18. Jahrhundert wie ein roter Faden. Dies drückt sich bis heute im militärischen Brauchtum aus: „Es ist heute noch üblich den Gruß nach dem Handschlag zu wiederholen. Der Gruß durch Anlegen der rechten Hand ist aus jener Bewegung entstanden, mit der im Turnier der Ritter sein Visier öffnete, um sich dem Gegner zu erkennen zu geben. Die Widerholung des Großen deutete das Schließen des Visiers und den Beginn des Treffens an“ (OSH ohne Jahr: 11). Im Zuge der Technisierung des Militärs im 19. Jahrhundert und der Verbürgerlicherung des Offizierkorps im 20. Jahrhundert in Europa wird der Begriff der Ritterlichkeit für die Armeen zunehmend fremder, wenn auch alle soldatischen Tugenden just diesem Ideal entsprechen.<sup>25</sup> Nach dem Ende des ‚heißen‘ Weltanschauungskrieges von 1939-1945 sollte im Zuge der Gründung der Bundeswehr selbst für einen liberal-demokratischen Staat wie die BRD der christliche Ritter („miles Christianus“) wieder zum Vorbild für die Soldaten der Bundeswehr werden (de Libero 2006: 149). Die Vorstellungen des soldatischen Rittertums der alten aristokratischen Elite hatte durch das „Handbuch Innere Führung“, gültig von 1957-1971, wieder Legitimation erlangt. Doch in der Gründungsphase der Bundeswehr widersprach dieses Berufsbild noch mindestens bis in die 1960er Jahre der faschistischen Sozialisation der Restaurateure, die aus kleinbürgerlichen

---

25 Spätestens ab 1916 wurde der Grabenkrieg des I. Weltkrieges nicht mehr von Aristokraten, die bis dahin größtenteils gefallen waren, sondern von dem neuen Typ des bürgerlichen, nationalistischen Frontoffiziers gefochten.

Verhältnissen stammend, mit den vornehmen ‚Traditionalisten‘<sup>26</sup> um Baudissin in schwerem Streit lagen. Die Figur des Feldmarschall Erwin Rommel, der in Folge des Mitwissens um den militärischen Widerstand vom 20. Juli 1944 zum Suizid gezwungen wurde, aber ein Militärheld des NS-Regimes war, diente zur eleganten Konfliktbeilegung zwischen diesen beiden Gruppen und ihrer so diametral unterschiedlichen Berufvorstellungen. Der „Wüstenfuchs“ Rommel war nicht nur Hitlers Lieblingssoldat und für die Nachkriegsdeutschen Symbol einer vermeintlich geistigen Überlegenheit deutschen Soldatentums, sondern stand auch bei den britischen und US-amerikanischen Gegnern aufgrund seiner Raffinesse und seines Großmuts in Nordafrika in hohem Ansehen (Rommel/Bayerlein 1950 passim). In seiner Person verkörpert sich der moderne Ritter der Bundeswehr, da er zur militärischen Opposition gegen Hitler gezählt werden kann ohne dementsprechend gehandelt zu haben, aber als sehr erfolgreicher Operateur den unpolitischen, ritterlichen Soldaten verkörpert und auch bei den angelsächsischen NATO-Partnern anerkannt war und ist.<sup>27</sup>

An die anachronistische Figur des ‚miles christianus‘, wird heute mit dem ‚milis protector‘ (Däniker 1992) angeknüpft. Diese Figur soll den Typ des robusten Kämpfers mit dem ‚Soldier-Statesman‘ verbinden, denn „die Gleichzeitigkeit beider Anforderungen macht das soldatische Qualifikationsprofil aus“ (Ebeling/Seiffert/Senger 2002: 43). Dieser professionelle Ritter „verkörpert einen neuen Soldatentyp, den man in Analogie zum ‚miles christianus‘ des Spätmittelalters, des Streiters für die gute, christliche Sache, als ‚miles protector‘ bezeichnen kann (Däniker 1992: 151). Unter dem miles protector ist also ein spätmoderner, professioneller Ritter zu verstehen, der aber auch Züge des Kämpfers trägt, wenn Däniker (ebd. 217) schreibt, „auch der ‚miles protector‘ kommt ohne persönliche Aufopferung letztlich nicht aus.“

---

26 Eigenartigerweise werden üblicherweise die kleinbürgerlichen, NS-konformen Kräfte der ehemaligen deutschen Wehrmacht als ‚Traditionalisten‘ bezeichnet, für die v. Baudissin bereits im „Handbuch Innere Führung“ (1957: 75) den passenderen Ausdruck ‚Restaurateure‘ fand.

27 Der ehemalige Inspekteur des Heeres Willmann nannte Rommel 1998 in einem Zeitungsinterview als persönliches Vorbild, Ex-Generalinspekteur Bagger bezeichnete ihn 1998 in einem Zeitungsinterview als Vorbild (vgl. de Libero 2006: FN 338); der ehemalige stellv. Inspekteur des Heeres Trost nannte ihn 1999 in einem Artikel für eine Truppenzeitschrift ebenfalls als Vorbild (Trost 1999 passim). Truppenunterkünfte in der Nähe von Köln (Generalfeldmarschall Rommel-Kaserne in Augsdorf seit 1961) und Ulm (Rommel-Kaserne seit 1965) sind nach ihm benannt.

Die Bundeswehrführung hat dieses militärische Konzept nach dem Ende des Kalten Krieges schnell aufgegriffen wie u.a. aus publizistischen Beiträgen von Generalinspekteur Klaus Naumann und dem „Weißbuch 1994“ deutlich hervorgeht (vgl. Naumann 1994: 2002f, BMVg 1994a: § 711). Biehl (1998: 441) fasst diesen paradigmatischen Wechsel prägnant zusammen, wenn er über die „Neue Bundeswehr“ schreibt: „Gefordert ist der ‚stille Profi‘ mit den Qualifikation intelligent, robust und teamfähig, der von der politischen Dimension des militärischen Auftrages überzeugt ist“. Das neue Berufsleitbild der Bundeswehr als „Armee im Einsatz“ soll dem ‚miles protector‘ entsprechen. In Auslandseinsätzen ist bisweilen diplomatisches Geschick nötig, so dass auch die Beherrschung von höflichen Formen und gutem Stil geboten ist (v. Bredow/Kümmel 2000 passim). „Das ganze Spektrum der Auslandseinsätze bestimmt heute das Selbstverständnis der Soldatinnen und Soldaten. Gleichzeitig sind die Soldatinnen und Soldaten in der neuen Bundeswehr – neben ihrer Funktion als Kämpfer – auch Helfer, Schützer und Vermittler“ (BMVg 2006: 80f). Damit ist das Berufsbild des Bundeswehrsoldaten an das erweiterte Aufgabenspektrum der Bundeswehr und der übrigen NATO-Armeen angepasst und konstituiert sich weiterhin aus der Außeralltäglichkeit der Gefahrensituation, die den Berufenen ausmacht. Tabelle 8 zeigt ganz deutlich, dass sich insbesondere Offiziere als Berufene verstehen.

*Tabelle 8: „Der Soldatenberuf ist heutzutage ein Beruf wie viele andere auch.“*

	Mann.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
stimme voll zu	12,6%	11,7%	10,7%	3,8%	3,5%	10,9%
stimme eher zu	35,4%	30,8%	22,4%	18,2%	12,9%	29,5%
stimme eher nicht zu	36,4%	37,5%	38,3%	37,3%	30,6%	37,0%
Stimme überhaupt nicht zu	12,6%	18,0%	27,3%	40,4%	51,8%	20,5%
weiß nicht, keine Angabe	3,0%	2,0%	1,3%	,2%	1,2%	2,1%
Total N	1843	921	860	418	85	4127

Jahr: 2002                    N = 4127                    tau-b = .172\*\*

Der ‚miles protector‘ hat als professioneller Ritter die fachliche Qualifikation zur Gefechtführung oder Kampfunterstützung mit den übrigen Aspekten der Ritterlichkeit zu verbinden. Die habituellen Aspekte der Ritterlichkeit wie Stil und

Etikette sind insofern funktional, als dass sie sicheres Auftreten bei offiziellen Anlässen erlauben (Moelker 2003: 83f). Gleichzeitig symbolisieren sie die Herausgehobenheit des Offizierkorps gegenüber anderen Gruppen des militärischen Feldes als auch die Professionalität dieses Berufstandes gegenüber der zivilen Gesellschaft (ebd. 96). Unter Bezug auf Richard Sennet (2003) argumentiert Moelker (2003: 86), dass in einem stark hierarchisch strukturierten Sozialverband wie dem Militär die Beherrschung von Etikette den Umgang von Menschen miteinander erlaubt, die unterschiedliche hierarchische Positionen einnehmen und unterschiedlichem sozioökonomischen Hintergrund entstammen, da die Interaktionen sicher und vorhersehbar werden.

Die Dispositionen der Akteure eines sozialen Feldes werden zu einem von diesen mitgebracht zum anderen im Feld aktiviert. Bereits in der Offizierbewerberprüfungszentrale (OPZ) der Bundeswehr wurden diese jungen Leute anhand der Kriterien von Gewissenhaftigkeit, Führungsfähigkeit & Durchsetzungsverhalten, soziale Kompetenz & Kooperation, Ausdrucksfähigkeit & Argumentationsverhalten, Urteilsfähigkeit, Lern- und Leistungsbereitschaft, psychische Belastbarkeit, Denkfähigkeit, Berufsvorstellungen, Planungs- und Entscheidungsverhalten sowie Verhaltensstabilität aus den übrigen Bewerbern herausgefiltert. Hier handelte es sich also um Dispositionen welche die zukünftigen Offiziere vor Eintritt in das militärische Feld mitzubringen haben. Der soldatische Habitus erfordert ethische Gesinnungs- und Handlungsdispositionen, die durch vorberufliche und berufliche Sozialisation sowie durch die Aufnahme in das Offizierkorps begründet werden (Elbe 2004: 419). Der Habitus hilft, sich im sozialen Raum zu orientieren und in den jeweiligen sozialen Feldern zurechtzufinden, indem Raum- und Zeitstrukturen der sozialen Praxis einverleibt werden. Daher ist die Inkorporierung der Geschichte, der Kultur, und letztlich des Sozialen in seiner Gesamtheit für Bourdieu das Schlüsselkonzept zur Genese eines Habitus. Zum Habitus des deutschen Offiziers stellt Elbe (2004: 242) fest:

Insgesamt geht eine im besonderen Maß körperlich zu verinnerlichende, allgemeine soldatische Haltung und im Fortgang der Ausbildung zunehmend eine, dem Offizier eigene Haltung in Sprache (z.B. Befehlsgebung) und körperlichem Ausdruck mit der militärischen Sozialisation der Offizieranwärter einher.

Den Offizieranwärtern der Bundeswehr werden während ihrer einjährigen Ausbildung an den Offizierschulen von Heer (OSH), Luftwaffe (OSLw) und Marine (OSM) die Werte und Normen des Offizierkorps vermittelt und gute Sitten beigebracht. Dazu haben die Offizierschulen Fibeln mit Hinweisen zu angemessenen Umgangsformen entwickelt, die jedem Offizieranwärter ausgehändigt werden. Große Betonung in den Fibeln aller drei Offizierschulen wird auf die richti-

ge *Sprache* gelegt. Offensichtlich ist die angemessene Art und Weise zu sprechen, eng mit dem Ideal des Offiziers verbunden: „Unser Anspruch, der Offizierberuf sei ein geistiger Beruf, verlangt auch, dass jeder Offizier den Reichtum unserer Sprache nutzt, sich selbst um eine kontrollierte Sprache bemüht und bei seinen Untergebenen den Sinn für gutes Deutsch weckt und stärkt“ (OSH o.J.: 6). Denn in der Sprache drücken sich Dispositionen aus, die für die Offiziere maßgeblich sein sollen: „Sicherheit und geistige Disziplin eines Vorgesetzten spiegeln sich in seiner Sprache wieder“ (ebd.)

Zur richtigen *Sprache* des Offiziers führen die Fibeln der drei Offizierschulen aus:

OSH	OSLw	OSM
<p>„Es ist ein Unterschied, ob wir uns im Gefechtsdienst befinden und die Befehlssprache benutzen, wo mancher Artikel weggelassen wird, oder Taktikausbildung betreiben, wo Ausdrücke wie „ich würde“ verpönt sind, da gerade hier der Auszubildende sich üben soll, zu einem eigenständigen Entschluss zu kommen. In anderen Ausbildungsbereichen dürfen durchaus Konjunktiv angewendet werden“. (6)</p> <p>„Ein Offizier muss sehr wohl laut und deutlich sprechen und kommandieren können, aber er hat nicht zu schreien“. (8)</p> <p>„Im dienstlichen Bereich gibt es im allgemeinen nur das „Sie“. Mit dem Abschließen von sog. „Duz-Freundschaften“ sollten wir zurückhaltend sein. Es müssen sich nicht alle Leutnante im Bataillon duzen“. (11)</p>	<p>„Eine klare und verständliche Sprache ist Ausdruck von Selbstsicherheit und geistiger Disziplin. Rüder Ton, insbesondere „Fäkal-sprache“, und schnoddrige Ausdrucksweise sind Zeichen schlechter Umgangsformen. Verbales und nonverbales Verhalten müssen stimmig und auf die jeweilige Situation richtig bezogen sein. Insbesondere ist auf Verständlichkeit, Gliederung und Ordnung sowie Kürze und Prägnanz zu achten“. (4)</p> <p>„Grundsätzlich sollte der Offizier mit Angebot des „Du“ Zurückhaltung üben. Kameradschaft setzt das „Du“ nicht voraus“. (9)</p>	<p>„Entscheidenden Einfluss auf das Erscheinungsbild des Offiziers nimmt auch die Sprache, derer er sich bedient. Nicht allein der Inhalt, sondern auch der Ton macht die Musik. Rüder Ton und mangelnde Ausdrucksweise sind Zeichen schlechter Umgangsform“. (2)</p>

Zur militärischen Sprache gehört insbesondere das Beherrschen der Befehlssprache. Nicht nur muss man als Führer bzw. Unterführer die Kommandos beherrschen, sondern auch laut und deutlich sprechen können. Es gilt das Motto: „Fasse Dich kurz“. Diese gefechtsbezogene Funktionalssprache gilt es aber auch im Friedensbetrieb beizubehalten, da geübt und vorgehalten werden soll. Zudem kann der Offizier so auch sein Selbstverständnis als Führer bzw. Homo militaris betonen. Zum Berufsjargon gehören die zahllosen militärischen Abkürzungen und spezifische Ausdrücke der deutschen Militärsprache (s. Anhang). Zur militärischen Sprache gehören aber auch Sichtzeichen. Diese werden auch taktische Zeichen oder allgemeine Übermittlungszeichen genannt, da sie insbesondere im Gefecht zur Anwendung kommen. Diese Sichtzeichen werden bei guter Sicht als Armzeichen gegeben. Es gilt, sowohl taktische Zeichen geben als auch lesen zu können. Im „Reibert“ – dem Handbuch der Bundeswehr – finden sich allein 23 Übermittlungszeichen „zur Entfaltung“ während des Gefechts (vgl. Zankert 1990/91: 225ff). Taktische Zeichen sind vor allem Befehlszeichen. Sie werden aber gerne auch zur Kommunikation im Dienstalltag während des Friedensbetriebes verwendet und bezeichnen dann das kämpferische Selbstverständnis des Zeichengebers.

Auch über die richtige *Gestik* des Offiziers belehrt die Benimmfibel der OSH: „Dennoch bleibt der Grundsatz gültig, mit Gesten sparsam zu sein. Zugang zu unseren Soldaten finden wir mit Natürlichkeit, Schauspielerei dagegen stößt ab“ (OSH o.J.: 9). Dieser grundsätzliche Hinweis zum Einsatz von Gestik wird am situativen Beispiel konkretisiert: „Wer einen Raum im Offizierheim betritt, nimmt dadurch von den Anwesenden Notiz, dass er im Eingang stehen bleibt und sich mit dem Kopf und dem Oberkörper leicht verneigt, ohne dabei in der Hüfte einzuknicken“ (ebd. 18). Die OSLw (2003: 13) schreibt zum angemessenen Verhalten in der gleichen Situation: „Wenn Sie die Räumlichkeiten des Offizierheims betreten, ist es üblich, die Anwesenden mit einer knappen Verbeugung zu grüßen“. Das Auftreten des Offiziers zeichnet sich dabei durch eine körperlich wie geistig stramme Haltung aus, die eine feste Selbstdisziplin veranschaulicht.

In einem äußerst formalen Sozialverband wie dem Militär wird auf Äußerlichkeiten großen Wert gelegt. Der Haarschnitt männlicher Soldaten hat kurz und korrekt zu sein, eine gründliche Rasur wird erwartet und das Wachsenlassen eines Bartes muss beantragt werden. Die Uniformen sind – anders als z.B. bei vielen Krankenschwestern und Ärzten – genormt und teilweise für den jeweiligen Anlass genau befohlen. Aber das Konzept des berufsständischen Lebenstils der Soldaten geht über den Tagesdienst hinaus, so dass auch die zivile Kleidung ge-

wissen Erwartungen zu entsprechen hat. Hier was die Offizierschulen von Heer, Luftwaffe und Marine zum Äußersten sagen.

OSH	OSLw	OSM
„Wir haben die Pflicht darauf zu achten, dass unsere Soldaten einen ordentlichen und vorschriftsmäßigen Anzug tragen. Das beste Mittel, um dies sicherzustellen, ist, dass wir selber uns ständig darum bemühen. Über den Haarschnitt und die Barttracht finden wir etwas in der ZDv 10/5 „Innendienstordnung für die Bundeswehr“.“. (10)	„Jeder Offizier ist ständig in Haltung, Auftreten und äußerer Erscheinung den kritischen Blicken seiner Umwelt ausgesetzt. Bestehen wird diese Prüfung auf Dauer nur der, bei dem Haltung und Auftreten übereinstimmen. Eine Grundvoraussetzung für die im Soldatengesetz geforderte Vorbildfunktion ist ein in sich stimmiges Gesamtbild des Offiziers“. (2)	„Offiziere sind Führungspersonen und gelten in der Öffentlichkeit immer als Vertreter der Bundeswehr. Dem soll auch die Kleidung entsprechen. Keinesfalls sollen sich Offiziere immer noch wie Studenten oder Schüler kleiden“. (5)

Die äußere Erscheinung zählt viel im Militär, zumal wenn sie von Stärke und Agilität begleitet wird (Mazur et al. 1984). Sportlichkeit wird daher im Militär groß geschrieben. Militärsport verfolgt vordergründig das Ziel, die Kampffähigkeit der Truppe zu erhöhen. Eine wesentliche Aufgabe der militärischen Sportausbildung ist es, die physische und psychische Leistungsfähigkeit von Soldaten zu sichern (Restorff 1990: 438). Sport kann im Militär dazu dienen, ein gewisses Eigenmacht- und Selbstwertgefühl beim Soldaten zu erzeugen. Im Militär soll mittels Sport zum einen das Wir-Gefühl, Integration und Kameradschaft und zum anderen die Vermittlung von Fairness, Selbstüberwindung und Leistungswillen gefördert werden (Scharenberg 1984: 14). Darüber hinaus kann Sport dazu beitragen die Fähigkeit des Soldaten fördern gut zu marschieren, anzugreifen oder sich durchzuschlagen (Restorff 1990: 438).

Im Offizierkorps steht Sport aber auch für den Anspruch einem besonderen, edlen Berufsstand anzugehören. Schon in den Ritterakademien des 19. Jahrhundert wurden den adeligen Zöglingen standesspezifische Tätigkeiten wie Fechten, Reiten, Voltigieren und Tanzen vermittelt. Die „leisure class“ zeichnet sich just durch einen Lebensstil aus, der von einem Überfluss an Zeit und dem Treiben von Sport – während andere arbeiten müssen – geprägt ist. Die Lebenskunst des modernen männlichen Aristokraten – dem traditionellen Rollenbild des Offiziers – bestand und besteht im verschwenderischen Umgang mit Zeit durch Sport zum

Erhalt der körperlichen Kriegstüchtigkeit. Die betonte Körperlichkeit des Aristokraten und Offiziers stellte einen zentralen Bestandteil der Praktiken symbolischer Selbstinszinierung dar (Linke 2004 passim). Das im 19. Jahrhundert auch in Deutschland eingeführte Bild vom Offizier als Gentleman und Sportsmann wirkt bis heute nach. So wie die körperlichen Kommunikationsbeziehungen für die adelsinterne Identitätsbildung von Bedeutung waren, gehört heute Sport und insbesondere Jogging zu den guten Gepflogenheiten im Militär. Jogging zeichnet sich durch konservative Werte wie Selbstentbehörung, Individualismus, und Tüchtigkeit aus. Die Referenz zum infrantristischen Rollenbild aller Soldaten ist beim Jogging bzw. Langstreckenlauf offensichtlich, handelt es sich bei dieser Tätigkeit doch um einen Sport der direkt dem soldatischen Anspruch an Kriegstüchtigkeit dient.

Als weitere Spielregeln des militärischen Feldes bezeichnet die OSH (o.J.: 29) die „Gepflogenheiten im dienstlichen und privaten Bereich“. Die diesbezüglichen guten Gepflogenheiten sind im Dienst insbesondere bei einer der häufigen Versetzungen in eine neue Dienststelle von Bedeutung, während der private Bereich durch das angemessene Verhalten bei Abendveranstaltungen und dem Verhalten zwischen Soldatenfamilien gekennzeichnet ist. In diesen Verhaltensweisen drückt sich ein soldatisches Berufsethos aus, das auf spezifischen Denk- und Wahrnehmungsmustern beruht.

Die drei Offizierschulen machen zu den praktischen *Gepflogenheiten* des soldatischen Berufstandes folgende Ausführungen:

OSH	OSLw	OSM
„Wie verhält es sich nun, wenn man [...] in ein anderes Bataillon versetzt wird? Es ist auch heute noch guter Brauch und Sitte, dass man sich schriftlich voraus meldet und vorstellt. [...]. Der Neue im Bataillon wird durch den Bataillonskommandeur im Offizierkorps vorgestellt. Er nimmt von sich aus Verbindung zu den Kompaniefeldwebeln seines Bataillons auf. Es gilt auch	„Sind sie zu einer Dienststelle kommandiert oder versetzt, melden Sie sich unverzüglich bei ihrem neuen Disziplinarvorgesetzten. Es entspricht bewährten militärischen Gepflogenheiten, wenn Sie sich darüber hinaus auch baldmöglichst bei den Sachgebietsleitern, den leitenden beamten sowie ggf. auch bei den Kommandeuren und Chefs benachbarter Verbände vorstellen. Bemühen Sie sich bereits in den ersten	„Wird der Offizier kommandiert oder versetzt, so meldet er sich unverzüglich bei seinem neuen Disziplinarvorgesetzten. Meldungen werden stets im Dienstanzug Grundform mit Jackett durchgeführt. Unabhängig von eventuellen offiziellen Vorstellungen entspricht es bewährter militärischer Tradition, sich möglichst bald mit bald mit den Sachgebietsleitern des Stabes sowie den weiteren Chefs oder

OSH	OSLw	OSM
heute noch, dass wir uns bei den Kommandeuren benachbarter Bataillone oder Kompaniechefs bei der ersten Begegnung melden und vorstellen. Bei der nächsten Gelegenheit stellt man sich auch bei den Militärgeistlichen vor“. (14)	tagen weiterhin, sich mit allen Offizieren des Truppenteils bekannt zu machen. Eine gute Gelegenheit bietet dazu das Offizierheim“. (6)	Kommandanten bekanntzumachen. Hier empfiehlt sich die Begleitung durch einen in der Dienststelle bekannten Offizier. Vorstellungen bei weiteren höheren Vorgesetzten sollten jedoch erst nach Terminabsprache durch den nächsten Disziplinarvorgesetzten wahrgenommen werden. Eine gute Gelegenheit zur leichteren Eingewöhnung bietet immer die Offiziermesse“. (3)
„Korrekt ist es, den Vorgesetzten um einen Termin zu einer Vorsprache zu bitten“. (16)	„Aus der Fülle der Vorgesetztenpflichten sei hier nur die Pünktlichkeit besonders erwähnt. Unpünktliches Erscheinen ist geeignet, Ihr Ansehen, Ihre Autorität und auch Ihre Vorbildwirkung als Erzieher zu gefährden. Richten Sie sich in Ihrer Lebensführung so ein, dass Sie frisch zum Dienst erscheinen“. (6)	„Gehorsam und Loyalität seitens des Untergebenen charakterisieren das Verhalten dem Vorgesetzten gegenüber. Selbstverständlich kann der junge Offizier seine Meinung – auch mit Nachdruck – gegenüber Vorgesetzten vertreten. Es sollte der Grundsatz des deutlichen Wortes zur richtigen Zeit am richtigen Ort nicht vergessen werden. Der junge Offizier tritt seinen Vorgesetzten taktvoll, zuvorkommend, höflich und freundlich gegenüber“. (3)
„Es macht einen schlechten Eindruck, negativer Kritik gleich mit Einwänden oder Entschuldigungen zu begegnen. Selbst wenn Vorhaltungen einmal unberechtigt erscheinen, wird ein disziplinierter Soldat sie widerspruchslös hinnehmen, vor allem in Gegenwart Untergebener. Zu gegebener Zeit und unter vier Augen wird er eine Richtigstellung anstreben“. (16)	„Ein Untergebener betritt nicht mit brennender Zigarette das Zimmer eines Vorgesetzten oder beginnt nicht in dessen Gegenwart ohne Erlaubnis zu rauchen. Ebensowenig nimmt man nicht ohne Aufforderung durch den Vorgesetzten Platz“. (7)	„Vorgesetzte mit Disziplinargewalt werden auch außer Dienst mit der dienstlichen Anrede angesprochen. Dieses empfiehlt sich auch bei allen weiteren, auch ehemaligen Vorgesetzten oder Dienstgradhöheren,
„Wenn man neu in ein Offizierheim kommt, so stellt man sich beim dienstgradhöchsten Offizier vor“. (18)	„Für einen Offizier sollte es selbstverständlich sein, der jeweiligen Offizierheimgesellschaft anzugehören und dort aktiv mitzuarbeiten. Er dokumentiert damit seine Zugehörigkeit zum Offizierkorps“. (13)	
„Es ist guter Brauch und Sitte, dass das Offizierkorps einmal in der Woche mittags gemeinsam isst“. (23)	„Sind Sie neu in einem Offizierheim, stellen Sie sich dem dienstältesten Offizier vor, der Sie dann mit den übrigen anwesenden Offizieren be-	
„Es ist in der Vergangenheit üblich gewesen und es ist gegenwärtig		

OSH	OSLw	OSM
<p>im Offizierkorps guter Stil, als Ausdruck für die Bereitschaft des Dienens beim ersten Schluck des Staatsoberhaupts zu gedenken“. (23)</p> <p>„Herrenabende dienen in besonderem Maße der Pflege der Gemeinschaft, der Erziehung und Bildung des Offizierkorps“. (23)</p> <p>„Ein Anhalt für die Durchführung eines Herrenabends kann sein: Die Teilnehmer versammeln sich in einem Vorraum. Der Kommandeur begrüßt die Anwesenden und stellt gegebenenfalls Gäste vor. Es kann ein Sherry oder ein anderes Getränk gereicht werden“. (23)</p>	<p>kannt machen wird“. (13)</p> <p>„Der Gesellschaftsabend dient der Pflege der Gemeinschaft, der Erziehung und Bildung des Offizierkorps, [...“. (16)</p>	<p>es sei denn der Ange- sprochene verzichtet auf die dienstliche Anrede“. (7)</p> <p>„Es ist allgemein üblich, dass Sie sich bei Ihrem ersten Messebesuch entweder durch einen Ihnen bereits bekannten Offizier einführen lassen, oder sich beim dienstältesten anwesenden Offizier melden, der dann die Vorstellung übernehmen wird. Es wäre nämlich unhöflich, mit anderen an einem Tisch zu sitzen oder sich einem Kreis anzuschließen, ohne vorgestellt zu sein!“ (8)</p>

Die Praxisformen des soldatischen Habitus lassen sich in Anschluss an Elbe (2004: 425), der von der psycho-sozialen Komponente dieses Habitus spricht, folgendermaßen beschreiben: „Offiziere sind emotional und psychisch überdurchschnittlich stabil und Stressfaktoren gegenüber nur in geringem Maße anfällig; sie zeichnen sich durch hohe Selbstkontrolle aus, die planungs-, organisations- und aufgabenbezogen ist. Offiziere neigen zu konventionellen Denkmustern und Verhaltensweisen und sind Neuerungen gegenüber weniger aufgeschlossen. In Bezug auf Altruismus und Kooperation zeigen sie nur durchschnittliche Ausprägungen“ (Müller/Hoffmann 1996: 155f). Offiziere mit der Karriereperspektive auf den Berufsoffizierstatus zeigen im Vergleich zu Zeitoffizieren eine diesbezüglich verstärkte Habitusausprägung, da für diese Gruppe „die generellen Haltungen dem Beruf gegenüber besonders hoch sind“ (Bonnemann/Posner 2000: 18). Berufsoffiziere zeigen eine besonders hohe Identifikation mit den Praxisformen des soldatischen Habitus.

Der Habitus ist trotz seiner immanenten Trägheit ein offenes und damit begrenzt wandlungsfähiges Dispositionssystem (Bourdieu 1989: 406f). Für Bourdieu (1993a: 126f) stellt jedes *Ethos* einen Aspekt des Habitus dar, der sich als ethisches Beurteilungsmuster dieses Dispositionssystems zeigt. Gerade die Denkmuster der Habitusformen, die neben den alltäglichen Klassifikationsmustern und ihren ästhetischen Maßstäben vor allem auch die impliziten ethischen Normen zur Beurteilung gesellschaftlicher Handlungen bieten, sind diesbezüglich von Bedeutung. Das Ethos versteht Bourdieu (1976: 167) als eine Disposition, die als Ergebnis einer umfassenden, von einem bestimmten Typ von Regelmäßigkeiten beherrschten Lehrzeit die Verhaltensweisen eines jeden eben diesen Regelmäßigkeiten unterworfenen Individuums bestimmt. „Die Stärke des Ethos ist, dass er eine zu Hexis, Geste, Haltung gewordene Moral ist“ (ders. 1993a: 127). Das soldatische Berufsethos drückt sich nicht nur in der berufsständischen Selbstverpflichtung zum moralischen Handeln im Sinne des Wohls des eigenen Landes aus, sondern schreibt im Eid der Soldaten die Pflicht zum Gehorsam gegenüber dem Staat und zu tugendhaftem Handeln fest. Das Amtsethos der Offiziere steht für die unterstellte Unparteilichkeit der ‚Staatsdiener‘. Diese vermeintliche Unparteilichkeit nimmt auch das Berufsethos der Soldaten für sich in Anspruch und leitet daraus einen Großteil seines Berufsverständnisses und Legitimierung ab. Hinsichtlich des militärischen Feldes ist es von besonderer Bedeutung, wenn Bourdieu (1998: 142) betont, dass durch die Funktionsweise eines sozialen Feldes spezifische Interessen entstehen für die man prinzipiell zu sterben bereit ist.

#### 4.4 Symbolische Ordnungen der Militärwelt

**Kameradschaft** ist das Band, das die Truppe in allen Lagen fest zusammenhält. Sie bildet sich im täglichen Dienst und im gemeinsamen Erleben des Einsatzes. Sie bewährt sich in Augenblicken der Gefahr und besonderer Belastung, verbindet Führer und Geführte, gibt Halt und Zuversicht und erleichtert die Führung. Kameradschaft wird durch übertriebenen Ehrgeiz, Rücksichtslosigkeit, Selbstsucht und Unaufdringlichkeit gefährdet.

(HDV 100/100: NR. 310).

Soziale Felder sind nicht nur Räume sozialer Distinktion und müssen als Machtfelder begriffen werden, sondern sie sind gleichzeitig Räume sozialer Kämpfe. Durch Kämpfe um die Akkumulation, die Legitimität und die Anerkennung der eigenen Ressourcen, um Beibehaltung oder Veränderung der Machtverhältnisse, mithin also Kämpfen um die Herrschaft des jeweiligen Feldes. Diese symbolischen Kämpfe sind „Kämpfe um die Macht zur Produktion und Durchsetzung der legitimen Weltsicht“ (Bourdieu 1992b: 147). Wesentlich für diesen Umstand sind die Wahrnehmungskategorien und Klassifikationssysteme in denen „die soziale Wirklichkeit sowohl konstruiert als auch zum Ausdruck“ (ebd. 148) gebracht wird. Symbolische bzw. institutionalisierte Gewalt ist dann die verborgen wirkende, aber stillschweigend anerkannte Macht, welche die Durchsetzung der herrschenden Deutungsmuster legitimiert.

Mit Weber argumentiert Bourdieu (1974: 60f), dass eine prestigeversprechende Umsetzung einer hohen Stellung in der Gesellschaftsstruktur erst als glücklich betrachtet werden kann, wenn ökonomische Unterschiede in dementsprechende Lebensstile, die sich in Kleidung, Sprache, Geschmack und Bildung ausdrücken, vollzogen wurde. Daher betont Bourdieu (1982: 282) die klassenspezifischen Lebensstile, „die *stilistische Affinität* der Praxisformen eines Akteurs oder aller Akteure einer Klasse, die jede Einzelpraxis zu einer ‚Metapher‘ einer beliebigen anderen werden lässt“. Diese Geschmacksäußerungen können als die Summe aller Praxisformen überhaupt und als Repräsentanten von „Wertkonflikten, die eine ganze Weltanschauung und Lebensweise implizieren“ (ebd. 487f), betrachtet werden. Doch Distinktionsstrategien sind in erster Linie nicht bewusste Strategien, sondern werden von Bourdieu (1992a: 115) als Verhaltensweisen verstanden, die vermittelt über den Habitus, „die Gestalt von objektiv auf ein

Ziel bezogener Sequenzen annehmen, ohne notwendigerweise das Ergebnis einer bewussten Strategie noch mechanistischer Determination zu sein“.

Dem Begriff des Korpsgeistes kommt hierbei besonderer Stellenwert zu. Grundsätzlich sorgt Korpsgeist für Stabilisierung militärischer Strukturen und verhindert, dass Soldaten sich nur mit den nächsten Kameraden auf der Einheits-ebene identifizieren. Im militärischen Feld wird vertikale Kohäsion unter Soldaten als „*Esprit de Corps*“ bezeichnet (Burk 1999: 453ff). Korpsgeist bezieht die formellen Gruppen und kleineren Einheiten wie den militärischen Zug oder die Kompanie in die abstrakteren Verbandsgrößen von Regiment/Bataillon bzw. Geschwader, Brigade/Flottille oder Division/Flotte ein. Die Idee des Korpsgeists kann sich dabei sowohl auf die unmittelbare Einheit oder den Verband (z.B. Regiment) des jeweiligen Soldaten beziehen, aber auch gerade innerhalb einer Dienstgradgruppe Geltung beanspruchen. *Esprit de Corps* lässt sich ebenfalls als horizontale Kohäsion innerhalb des Offiziers- oder Unteroffizierscorps verstehen. Hierbei spiegeln die beiden Korps als ‚Gesinnungsgemeinschaften‘ die spezifischen Milieus wieder, denen sich Offiziere und Unteroffiziere zurechnen lassen. Dabei ist insbesondere zu berücksichtigen, dass sich das allgemeine Offizierkorps durch seinen ‚korporatistischen‘ Geist auszeichnet.

Analog zur Geringschätzung des Politischen, nimmt das Offizierskorps die Welt der Zivilisten, oftmals als eine Welt der Unordnung war, welche darüber hinaus als von bloßen materialistischen Kalkülen dominiert wahrgenommen wird. Dem wird ein Berufsethos entgegengestellt, das starke idealistische Bezüge aufweist und oftmals eine Ritterlichkeit des Offizierberufes apostrophiert (Burk 1999: 450f). Das Offizierkorps und das Unteroffizierkorps verstehen sich über die jeweilige Teilstreitkraft hinaus als zwei Gesinnungsgemeinschaften im Denken und Handeln; beide Korps stehen für eine unterschiedliche gesellschaftliche Schichtzugehörigkeit.

Der Offizier ist weltanschaulich konservativ, da sein Herkommen auf die Geschichte des post-feudalen Adels zurückgeht und das Selbstverständnis vieler Offiziere dementsprechend berufständisch ist. Der konservative Traditionalismus im Militär geht aber auch auf das spezifische Problem des Militärs zurück, stets für den Ernstfall gewappnet zu sein, aber bestenfalls nur in Manövern den Krieg bzw. Einsatz üben zu können. Dogmatische Doktrinen und die Verehrung besonders erfolgreicher militärischer Führungsgestalten der Vergangenheit sind das Ergebnis (Janowitz 1964: 23f). Der letzte Krieg dient als Vorbild für den nächsten Krieg. Nach Karl Mannheim stellt konservativ zu handeln ein Handeln im Sinne eines objektiv vorhandenem Denkzusammenhangs dar. Für den Konservativen wird die Bedeutung des ‚Seins‘ aus dem Vergangenen abgeleitet. Das aus der Vergangenheit hervorgegangene, dadurch geprägte und jetzt existente

,Sein<sup>28</sup> bildet die Norm (Mannheim 1964: 437). Ein Konservativer handelt auf der bewussten oder unterbewussten Kenntnis der Werte einer konservativen Bewegung. Im Fall des Militärs gilt diesbezüglich nach wie vor: „Tradition, *esprit*, unity, community – these rate high in the military value system“ (Huntington 1981: 62). Der Konservative kennt die besondere Eigenart und die Grundsätze dieser Bewegung und orientiert sich nach den ungeschriebenen Gesetzen dieser besonderen Form von Zusammenghörigkeit (Mannheim 1964: 412).

In its theories of man, society, and history, its recognition of the role of power in human relations, its acceptance of existing institutions, its limited goals, and its distrust of grand designs, conservatism is at one with the military ethic (Huntington 1981: 93)

Der konservative Denkstil bedingt bei Soldaten die Wertschätzung und Verinnerlichung von Tugenden, welche die eigene Rolle und Position im Staat herausragend erscheinen lassen und das eigene Selbstverständnis stark am Staat orientieren. „Consequently, loyalty and obedience are the highest military virtues“ (Huntington 1981: 73). Diese Wertvorstellungen sind überwiegend konformistischer Natur und orientieren sich an einem Bild vom starken Staat der für Recht und Ordnung sorgt. Die soziale Situation, in der sich das Subjekt befindet, d.h. wo und in welchen Schichten das Individuum aufwächst, von wem es beeinflusst wird und welchem sozialem Wandel es unterliegt, ist maßgeblich verantwortlich dafür, welcher Denkstil und geistige Einstellung zur Umwelt sich im individuellen Bewusstsein manifestiert, bzw. welcher Denkströmung es sich anschließt. Menschliches Denken und Erkennen vollzieht sich darum nicht im geschlossenen Rahmen eines subjektiven Geistes, sondern es konstituiert sich durch geschichtlich-gesellschaftliche Einflüsse, ist folglich abhängig vom jeweiligen sozialen Standort, von der jeweiligen Epoche und vom jeweiligen Zeitgeist. Der Denkstil der überwiegend konservativ eingestellten Offiziere ist darum für ein tieferes Verständnis dieses militärischen ‚Gesinnungadels‘ von zentraler Bedeutung.

Für den Konservativen wird die Bedeutung des ‚Seins‘ letztlich aus dem Vergangenem abgeleitet. Das aus der Vergangenheit hervorgegangene, dadurch geprägte und jetzt existente Sein bildet die Norm (Mannheim 1964: 437). Dieses ‚Sein‘ stellt bei Weber als Bereich subjektiver Werte und Einschätzungen den symbolischen Pol des ‚Stil des Lebens‘ dar und wird dann in Bourdieus Modell als Raum der Lebensstile verstanden. Die von einem Habitus generierten Le-

---

28 Dieses ‚Sein‘ stellt bei Weber als Bereich subjektiver Werte und Einschätzungen den symbolischen Pol des ‚Stil des Lebens‘ dar und wird dann bei Bourdieu als Raum der Lebensstile verstanden.

bensstile stellen Systeme gesellschaftlich qualifizierter Merkmale dar, die aus der Dialektik von sozialer Lage und Habitus entstehen (Bourdieu 1982: 281). Die Erzeugungsformel des Lebensstils ruht im Geschmack, einem bestimmten System von Klassifikationsschemata; daher bezeichnet Bourdieu (1982: 283) den Lebensstil auch als „einheitlichen Gesamtkomplex distinktiver Präferenzen, in dem sich in der jeweiligen Logik eines spezifischen symbolischen Teil-Raums – des Mobiliars und der Kleidung so gut wie der Sprache oder der körperlichen Hexit – ein und dieselbe Ausdrucksintention niederschlägt“. In den folgenden Unterkapiteln werde ich diesbezügliche Elemente der symbolischen Ordnung des militärischen Feldes untersuchen und als Reproduktionsmechanismen für weitere Feldeffekte sowie ihre Bedeutung für die symbolische Ordnung des militärischen Feldes diskutieren.

#### **4.4.1 Absicherung der Laufbahn: Soziales Kapital**

Das soziale Kapital setzt sich aus Ressourcen zusammen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen. Es besteht aus den mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Erkennens, Kennens und Anerkennens. Aus erwünschten Kreisen zu stammen, lässt sich sowohl am Bildungshintergrund als auch an der angemessenen Werthaltung erkennen. Im situativ passenden Verhalten drücken sich die dementsprechenden Wahrnehmungs-, Bewertungs-, und Handlungsmuster aus. Doch im Offizierkorps moderner Stehender Armeen hat sich die Bedeutung des ‚richtigen‘ Familienhintergrundes verschoben.

Die militärische Weltanschauung die Dixon (1976: 290ff) „muscular christianity“ nennt, hat beispielsweise im Vereinigten Königreich zu einem militärischen Wertesystem geführt, das Autorität und Körperlichkeit betont, während es sich gegen ‚Verweiblichung‘, Intellektualität und Sensibilität richtet. Die Trennung und Entfremdung der Söhne aus höheren Schichten während ihrer Internatszeit von ihren Eltern sowie die Ablehnung des familiären Ursprungsmilieus durch aufstrebenden Söhne der Arbeiterklasse führt zu vergleichbaren Werthaltungen, die mit dem Wertesystem der britischen Armee übereinstimmen (v. Zugbach 1990: 189). Die chauvinistischen Werte des britischen Internatsystems und des proletarischen Hinterhofes passen offenbar gleichermaßen zu den Offizierqualitäten der britischen Armee. Der Mittelstand hat schlechte Karten ein britischer Offizier zu werden. Die Eintrittsmöglichkeit in spezifische Truppengattungen und Regimenter, die für unterschiedlichen sozialen Hintergrund stehen, ist für den Karriereerfolg in der britischen Armee von großer Signifikanz und bedeutet letztlich für die sozialen Emporkömmlinge, dass ihnen die ganz große Karriere zum General verwehrt bleibt (ebd. passim). Das Auswahlverfahren für

Offizierbewerber der Bundeswehr unterscheidet sich nun an ein paar Stellen vom Selektionssystem der britischen Armee.

Die Selektion der Kandidaten geschieht in Deutschland an der Offizierbewerberprüfzentrale (OPZ), wo in Auswahlgesprächen und Tests die Bewerber gefiltert werden. Die OPZ der Bundeswehr geht von der allgemeinen Offiziereignung aus.<sup>29</sup> Die OPZ unterteilt Kandidaten dazu in „besonders geeignet“, „gut geeignet“, „geeignet“ und „ungeeignet“. Die einzelnen Merkmale zur Beurteilung des Eignungsgrades des Kandidaten werden von „1“ (sehr gut) bis „7“ (sehr schlecht) beurteilt. Eignungsmerkmale sind: Gewissenhaftigkeit, Führungsfähigkeit & Durchsetzungsverhalten, soziale Kompetenz & Kooperation, Ausdrucksfähigkeit & Argumentationsverhalten, Urteilsfähigkeit, Lern- und Leistungsbereitschaft, psychische Belastbarkeit, Denkfähigkeit, Berufsvorstellungen, Planungs- und Entscheidungsverhalten sowie Verhaltensstabilität. Im Prüfgespräch sitzen ein ziviler Prüfpsychologe und ein Soldat, die das Auftreten der Kandidaten in Kurzvorträgen, Rundgesprächen und Planspielen beobachten und beurteilen. Zusammen mit den Noten aus Biobogen, Aufsatz und Test ergeben diese Beurteilungen einen Gesamtindex. Anhand dieses Gesamtindexes, der Empfehlung des Studienberaters hinsichtlich der Studiumsfähigkeit des Kandidaten und der Einplanbarkeit in der vom Kandidaten gewünschten Verwendung entscheidet ein einplanender Offizier über die Position des Kandidaten in der Einplanung für den neuen Jahrgang von Offizieranwärtern.

Anfang der 1990er Jahre gingen Kriesel/Lippert/Klein (1993 passim) an der OPZ der Bundeswehr der Frage nach, ob die zur Prüfung angetretenen Offizierbewerber (OB) einer bestimmten Fremd- wie Selbstauslese unterlagen, die dazu führte, dass bestimmte Bewerbergruppen bzw. Merkmalsausprägungen unten den eingetretenen Offizieranwärtern (OA) stärker oder schwächer vertreten waren als in der Ausgangsgruppe aller befragten OB. Die quantitative Erhebung zeigte, dass die Ausleseprozesse der OPZ die Offizierbewerber aus Staatsdiener- und Akademikerkreisen bevorzugte, während Arbeitersöhne die stärkste Negativselektion erfuhren (ebd. 5f). Doch Sportlichkeit, Erfahrung in der Führung von Gruppen, bundeswehrnahe Informationsquellen zum Offizierberuf, konkrete Verwendungsvorstellungen, Abnabelungswunsch vom Elternhaus und eine ‚harte Schale‘ führten gleichzeitig zu signifikant besseren Chancen OA zu werden (ebd. 6ff). Befürworter des Streikrechts für Soldaten unter den OB hatten ein außergewöhnlich hohe Durchfallwahrscheinlichkeit (ebd. 23). Dies deutet darauf hin, dass die Selektion der OB auch entlang politischer Haltungen verläuft.

---

29 Die Ausführungen zur OPZ beziehen sich auf das Jahr 2003.

Da es für die Übernahme zum OA überwiegend Voraussetzung ist, dass einem Kandidaten von der OPZ die „Studierfähigkeit“ bescheinigt wird, ist in der BRD für Offizierbewerber der Bildungshintergrund von großer Bedeutung. Von fast allen OAs wird seit Mitte der 1970er Jahre verlangt, ein Studium an einer der Bundeswehrhochschulen zu absolvieren. In einem Land wie der BRD mit deutlicher Chancenungleichheit hinsichtlich des möglichen Bildungsabschlusses drückt ein gutes Abitur bzw. Fachhochschulreife das überdurchschnittliche bildungskulturelle Kapital der Familie des Kandidaten aus. Der militärische Hintergrund des Vaters ist bei Bundeswehrsoldaten aller Dienstgradgruppen allerdings fast gleich verteilt (vgl. Tabelle 9). Sollte ein militärischer Familienhintergrund also bei der Übernahme in die Bundeswehr eine Rolle spielen, so wäre dies bei Offizieren nicht stärker ausgeprägt als bei den anderen Dienstgradgruppen.<sup>30</sup> Es zeigt sich diesbezüglich auch kein Unterschied zwischen Offizieren (Lt.-Hptm.) im Status Zeitsoldat oder dem Status Berufssoldat. Die befragten Stabsoffiziere hatten jedoch überdurchschnittlich oft einen militärischen Hintergrund in ihrer Familie.

*Tabelle 9: „War oder ist Ihr Vater Zeit- oder Berufssoldat?“*

	Mannschaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Ja	19.8%	18.3%	14.4%	21.3%	34.3%	18.6%
Nein	80.2%	81.7%	85.6%	78.7%	65.7%	81.4%
Total N	1381	727	666	296	35	3105

Jahr: 2005                    N = 3105                    tau-b = .019

Nach der dreijährigen Phase des Offizieranwärters seines wird aus dem OA ein Offizier im Dienstgrad Leutnant. Die Forschungsergebnisse der 1970er und 1980er Jahre zum Selbstbild von Bundeswehroffizieren zusammenfassend, kommen Klein/Kriesel (1991 *passim*) zu folgenden Schluss: 1974/75 beschreiben sich junge Offiziere vor allem durch die Eigenschaften Entschlusskraft, Verantwortungsbewusstsein und psychische Belastbarkeit (*ebd.* 15). Im Jahre 1978 sahen befragte Offiziere ihre Berufsbild als einer „Berufsgruppe zugehörig, die „wichtig für unser Land“ ist, in der man Wert auf Disziplin legt, die sich selbstbewusst und an Leistung interessiert zeigt und die untereinander zusammenhält“ (*ebd.*). Eine Erhebung der Jahre 1983/86 ergibt, dass derjenige dem westdeut-

30 Die Abweichung im Jahre 2005 bei Stabsoffizieren liegt höchstwahrscheinlich an der geringen Fallzahl von N = 35.

schen Offizierideal entspricht, der Führungs- und Leitungsaufgaben gut erfüllt. Tugenden, Charakter und Persönlichkeit rangieren an zweiter Stelle der verwendungsübergreifenden Leistungsmerkmale des Idealoffiziers. Geistige Fähigkeiten folgen an dritter Stelle, gefolgt von Einsatz/Tatkraft/Zivilcourage sowie Können und Wissen (ebd. 19ff; 37). Befragungsergebnisse aus dem Jahre 1989 belegen, dass die Gedanke an den Offizierberuf als „*sui generis*“ aus dem westdeutschen Offizierkorps nicht verschwunden war (ebd. 44). Die Besonderheit des Offizierberufs wird in einer speziellen Loyalitätspflicht gegenüber dem Staat gesehen. Aus dieser besonderen Bereitschaft sich für den Staat einzusetzen werden spezielle Verhaltensregeln und Normen abgeleitet. Diesbezüglich sprach bereits Bührer (1983: 53) vom eher konservativen Selbstbild der Bundeswehroffiziere. Ein Vergleich zwischen Oberleutnanten, Hauptleuten und Kommandeuren belegt für die Mitte der 1980er Jahre, dass mit wachsendem Dienstgrad traditionelle soldatische Werte wie Einsatz und Courage stärker und kritische Intelligenz sowie Sensibilität und Soziabilität weniger gefordert werden (Klein/Kriesel 1991: 42). Ob dies eher an der Zugehörigkeit zu verschiedenen Generationen oder eher an den Selektionskriterien für Kommandeure liegt, bleibt offen.

Das Bekenntnis zu Pflicht- und Akzeptanzwerten wie Einsatz und Courage spielt im militärischen Feld eine so außerordentlich große Rolle, da es mit der vermeintlichen Interesselfreiheit des soldatischen Berufstandes einhergeht. Offiziell gelten aber in der bürokratischen Großorganisation des Stehenden Heeres die Prinzipien von Eignung, Befähigung und Leistung als Grundlage für den beruflichen Werdegang einer Bundeswehrsoldaten. Schon in den Anfangsjahren der Bundeswehr verursachte dieses vermeintliche Kriterium schwere Probleme:

In der Bundeswehr gilt dagegen das „Leistungsprinzip“. Zwar ist die Richtigkeit dieses Prinzips kaum zu bestreiten, doch fehlt es an Richtlinien, die bestimmen, was „Leistung“ ist. Der Effekt: Liebesdienerei, Intrigen und Cliquenwesen (Der Spiegel 1963: 41).

An dieser Bestandaufnahme hat sich wenig geändert, denn trotz aller bürokratischen Rationalitätsversuche liegt die Macht der Personalbeurteilung weiterhin bei den direkten Vorgesetzten.

Das Offizierkorps der Bundeswehr differenziert sich nach Offizieren welche nach ca. 12 Jahren in zivile Berufe wechseln, Berufsoffizieren des Truppendienstes und Militärfachdienstoffizieren. Innerhalb des Offizierkorps gibt es deutliche Unterschiede hinsichtlich der Sozialisationsbedingungen zwischen Offizieren des Truppendienstes und Offizieren des militärfachlichen Dienstes, da letztere dem Unteroffizierkorps entstammen (Elbe 2004: 429). Truppendienstoffiziere werden wiederum in Truppenoffiziere und Generalsstabsoffiziere aufgeteilt. Zwar gibt es innerhalb des Offizierkorps eine gewisse Exklusivität gegenüber

den übrigen Soldaten und eine spezifisch entwickelte Eigenkultur, die eine weitgehend normierte Lebensführung zur Folge hat, wie Kernic (2001c: 75) zu recht feststellt, doch gibt es im Offizierkorps auch Unterschiede in den langfristigen Sozialisationsbedingungen. Die einigende Eigenschaft des Offizierkorps ist hingegen das alles überragende Berufsbild des militärischer Führers. Diesem Bild zu entsprechen ist bares soziales Kapital für die Karriere des Offiziers, denn von der Personalbeurteilung hängt fast alles ab.

Personalpolitik ist die bestimmende Variable für die spezifische Kultur eines Stehenden Heeres (Bell 2001: 45). In der Bundeswehr gestaltet sich dies wie folgt. In „personellen Auswahl- und Perspektivkonferenzen“ des Personalamtes der Bundeswehr, im Fachjargon P genannt, entscheidet sich der berufliche Werdegang eines Offiziers. Über die Verwendung eines Offiziers entscheidet die Personalabteilung, in Form des Personalführers; der Vorgesetzte leistet mit seiner Beurteilung einen oder den wesentlichen Beitrag dazu.<sup>31</sup> Die Übernahme vom Offizier auf Zeit (ZO) – man spricht aufgrund der Verpflichtungsdauer von 12 Jahren vom Z12-Offizier – zum Berufoffizier (BO) geschieht im Lebensalter zwischen ca. 23 bis 30 Jahren. Im Stabsoffizierlehrgang (SGL) scheidet sich die Spreu vom Weizen: ca. 15% der BOs werden zum „Nationalen Lehrgang Generalstabs- Admiralstabsdienst“ (LGAN) zugelassen. Die Teilnahme am zweijährigen LGAN an der Führungsakademie in Hamburg findet planmäßig im Alter von 32-33 Jahren statt.

Ist ein Dienstposten zu besetzen, so hat der Personalführer zu entscheiden mit wem er diesen Dienstposten besitzen will und die Akzeptanz des aufnehmenden Vorgesetzten zu prüfen.<sup>32</sup> Dazu geht der Personalführer vor der Entscheidung folgendermaßen vor, indem er mit dem aufnehmenden Vorgesetzten die Alternativen prüft: „Ich habe die Absicht Ihnen Herrn X, Y auf den Dienstposten Z zu zuversetzen. Er bringt folgende Merkmale mit. Er hat folgende Lehrgänge, er hat folgende Verwendungen. Mit der Bitte um Stellungnahme“.<sup>33</sup> Oftmals fragt dann der aufnehmende Vorgesetzte nach Alternativen, woraufhin der Personalführer darauf aufmerksam macht, dass er unter drei bis fünf Kandidaten den vom Werdegang her bestgeeigneten Bewerber vorgeschlagen hat, nennt dann aber doch den Namen des zweitbesten Kandidaten. Gang und gäbe ist es, dass der aufnehmende Vorgesetzte „dann in der Republik rumtelefoniert und sagt, kennst Du

---

<sup>31</sup> Vgl. im Folgenden dazu mündliches Interview mit Oberstleutnant Baß, PSZ II, vom 20.08.03 im BMVg, Bonn. Hier: Baß, 153-156.

<sup>32</sup> Baß, 161-164.

<sup>33</sup> Baß, 170-173.

den, kennst Du den, kennst Du den“.<sup>34</sup> An dieser Stelle kommt also nach den bisherigen Beurteilungen durch direkte Vorgesetzte erneut das soziale Kapital eines Offizier zum tragen. Sollte nun Nummer 2 vom aufnehmenden Vorgesetzten bevorzugt werden, dann bezieht dies der Personalführer in seinen Führungsvorgang mit ein und entscheidet „jawohl Nummer 2 wird zur Nummer 1 und damit versetzt“.<sup>35</sup> Die der Rationalität und Aktenmäßigkeit verpflichtete Militärbürokratie besitzt hier also einen gewissen Handlungsspielraum um den Vorlieben der Kommandeure und Vorgesetzten für Offiziere mit entsprechenden Pflicht- und Akzeptanzwerten entgegenkommen zu können. Der bürokratische Anspruch bleibt so gewahrt.

Die allgemeine Laufbahnperspektive für Berufsoffiziere der Bundeswehr ist Oberstleutnant in der Besoldungsgruppe A14. Um dieses zugesicherte Mindestlaufbahnziel zu erreichen muss ein Berufsoffizier lediglich das zweite Staatsexamen in Form des SGL an der FüAk in Hamburg bestehen und darf sich keine schweren Disziplinarverstöße zu Schulden kommen lassen. Fast alle Berufsoffiziere müssen als Hauptmann durch die Einheitsführerverwendung, die in Heer und Luftwaffe als Chefverwendung (Chef einer Kompanie) bekannt ist.

„Diese Einheitsführerverwendung, äh, da scheiden sich dann die Geister, macht er's erfolgreich, ist er mit Sicherheit ein Kandidat für eine Früh, frühe Einsteuerung in die Stabsoffizierebene, zum Beispiel Kompaniechef A13 oder stellvertretender Bataillonskommandeur, und später Bataillonskommandeur, wird er aus der dieser Chefverwendung nicht für Kommandeure oder Stellvertreter oder Chef A13 empfohlen, dann muss man ihnen aus der Chefverwendung, die Erfahrung soll er wohl haben, dann muss man ihn in eine so genannte, tja, Fachrichtung bringen und das muss ich ihm das erklären und dann kann man zufriedene Offiziere, natürlich, äh, äh, auch erhalten, indem man mit ihnen den Werdegang bespricht, [...] Junge Du bist als Chef jetzt 32 Jahre alt, Du wirst nicht stellvertretender Kommandeur und Du wirst nicht Bataillonskommandeur, ja. Du wirst Major, und Du wirst Oberstleutnant A14. Wie gestalten wir, diese, sag ich mal, 20 Jahre vom ca. 38. bis zum 58. Lebensjahr?“<sup>36</sup>

Beruflicher Werdegang und Laufbahn des Offiziers sind also fast identisch. Der Beurteilung durch den Vorgesetzten während dessen Zeit als Kompaniechef kommt eine ganz zentrale Bedeutung für die weitere Laufbahn zu. Das zweite Staatsexamen in Form des SGL ist dabei weniger wichtig als die Einschätzung durch den Vorgesetzten während der Chefzeit. „Gute Chefbeurteilung, schlech-

---

34 Baß, 182-183.

35 Baß, 191-192.

36 Baß, 255-265.

ter Grundlehrgang kann durchaus noch Kommandeur werden, ja durchaus noch eine passable Truppenlaufbahn absolvieren, da ist wichtig die Führungsleistung in der Chefverwendung und eben der weitere Werdegang“.<sup>37</sup> Dem Begriff der *Leistung* kommt an dieser Stelle eine herausragende Bedeutung zu. Einzelmerkmale des militärischen Leistungsbegriffs sind gem. Beurteilungsvordruck von 1998: Einsatzbereitschaft, Eigenständigkeit, Belastbarkeit, Durchsetzungsverhalten, Auffassungsgabe, Urteils- und Entscheidungsfindung, Ausdruck, Zusammenarbeit, Fachwissen, praktisches Können, Planungsverhalten, organisatorisches Können, Ausbildungsgestaltung, Dienstaufsicht, Beurteilungsverhalten, Fürsorgeverhalten. Wie diese Leistung von den Vorgesetzten eingeschätzt wird, ist mitentscheidend für die Karriere als Truppen- oder Generalsstaboffizier. Der Leistungsbegriff setzt sich im militärischen Feld aus den Noten während Lehrgängen und dem Auftritt als Einheitsführer zusammen, wobei der Schwerpunkt auf der Führung in der Truppe liegt.

Aber auch die *Befähigung*, ein weiteres Kernkriterium zur Beurteilung eines Soldaten, hängt eng mit der Einschätzung der Führungsleistung zusammen. „Die Befähigung wird ja in der Beurteilung auch beschrieben, wie is er, wie führt er seinen Betrieb, wie geht er mit Menschen um, was für ein Verantwortungsbewusstsein hat er, also die Befähigung wird ja in der Beurteilung auch beschrieben“.<sup>38</sup> Befähigung und Eignung sind aber im Rahmen der Beurteilung keine Trennscharfen Kategorien, so dass auch im Vordruck zur Beurteilung (1998) die Kategorien Eignung und Befähigung zusammengefasst sind. Diese sind aufgegliedert in: Verantwortungsbewusstsein, geistige Fähigkeit, Eignung zur Menschenführung/Teambefähigung, Befähigung zur Einsatz- und Betriebsführung. Dem Kernkriterium der *Eignung* kommt ein ebenso hoher Stellenwert zu. Dieses Kernkriterium untergliedert sich in die Unterkategorien charakterliche Eignung, geistige Eignung, körperliche Eignung und politische Treuepflicht (Schubert/Gertz 1995: Nr. 133-139). Gerade Charakter, Geist, Körperlichkeit und politische Treue zählen zu den Merkmalen durch die sich der soldatische Berufstand besonders auszeichnet. Für die Personalführung sind wichtige Befähigungsmerkmale daher Belastbarkeit, charakterliche Integrität, Kameradschaftlichkeit, Teamfähigkeit.<sup>39</sup> Wie wir oben bei Klein/Kriesel (1991 *passim*) gesehen haben, gelten aber für Kommandeure, die schließlich die Beurteilungen der nachrückenden Offiziergeneration schreiben, die eher konventionellen soldatischen Werte, deren Zentrum die Vorstellung vom Offizier als Führer ist. Fast jeder befragte

---

37 Baß, 295-298.

38 Baß, 346-349.

39 Baß, 374-375.

Bundeswehroffizier beschreibt daher das Berufsbild des Offiziers im festen Dreiklang als „Führer, Ausbilder und Erzieher“.

Nach erfolgreichem Abschluss der Offiziersschule erlangt nun der Besuch der Lehrgänge an den höheren Bildungseinrichtungen des Militärs eine zentrale Bedeutung für die weitere Karriere des Offiziers. Der erfolgreiche Besuch von Lehrgängen besitzt nicht nur große Bedeutung, da auf ihnen die formelle Voraussetzung für die nächsten Verwendungen erworben wird; sie sind vielmehr auch eine Plattform zur Selbstdarstellung eines ehrgeizigen Offiziers, um sich einen guten Ruf zu erwerben. Diese formellen und informellen Beurteilungen während des Lehrgangs dienen nachher als Grundlage für weitere Beförderungen bzw. deren Ausbleiben. Darüber hinaus entwickeln sich in diesen Einrichtungen diverse Freundschaften und es werden Allianzen geschmiedet, die für die weitere Karriere von großer Bedeutung sind (Janowitz 1964: 140). Von den ca. 2200 OAs eines Jahrgangs haben später einmal ca. 500 die Chance BO zu werden.<sup>40</sup> Und unter diesen ca. 500 BOs eines Jahrgang haben wiederum nur ca. 15% die Chance zum General- oder Admiralstaboffizier zu werden und damit eine echte Spitzkarriere zu machen. Je höher der Dienstposten, desto besser die Bezahlung und größer die Macht. Die Konkurrenz im Offizierkorps ist daher groß.<sup>41</sup>

Diese systembedingte Konkurrenz widerspricht nun gerade den typisch solidarischen Tugenden und Werten, die fast allesamt auf *Gemeinschaft* und die Abneigung persönlichen Vorteils bezogen sind. Die andere Logik der Militärkultur, die *Hierarchie*, fördert hingegen das Konkurrenzdenken im Offizierkorps. „Selfish service is popularly viewed as critical to career success versus the espoused value of selfless service“ (Bell 2001: 46). Der profitorientierte Individualismus liberalistischer Klassengesellschaften macht auch vor dem Militär nicht halt.

Im Offizierkorps vieler Stehender Heere ist wie auch in anderen sozialen Feldern das Phänomen des *Karrierismus* weit verbreitet (Morgan 2003: 381). Kennzeichnend für Karrierismus fördernde Situationen sind im Militär insbesondere die kurzen Stehzeiten für Dienstposten von General- und Admiralstaboffizieren.<sup>42</sup> Die Diskrepanz zwischen Karrierezielen und Gesamtauftrag wird möglich, da die individuellen Verantwortungsträger aufgrund kurzfristiger Ver-

---

40 Baß, 705.

41 Allerdings gibt es auch gerade unter den talentiertesten Z12-Offizieren viele die an einer Übernahme zum Berufsoffizier überhaupt nicht interessiert sind.

42 Einen sehr guten Lösungsvorschlag zur Transformation der Personalpolitik und Militärkultur von Stehenden Heeren bietet Harry Major Bondy (2004) am kanadischen Beispiel des Regimentsystems. Für die Bundeswehr sollte Bondys „New Regimental System“ allerdings auf der Brigadeebene angesiedelt sein.

weildauer in der Verwendung nicht damit rechnen muss, dass die durch Karrierismus induzierten Fehlentscheidungen später als Problem auf sie zurückfallen. Der Karriereoffizier wird auf seinem neuen Dienstposten erst einmal alles ändern was der Vorgänger eingeführt hat, viel Staub aufwirbeln, der sich erst wieder legt sobald er schon wieder auf seinem nächsten Dienstposten in einer neuen Verwendung sitzt. Im Militär steht und fällt die Karriere mit Beförderungen, die meist mit Versetzungen auf andere Dienstposten in neuen Einheiten bzw. Verbänden einhergehen und insgesamt einen erfolgreichen Werdegang ausmachen. Insbesondere Verwendungen im Verteidigungsministerium und militärischen Stäben sind von herausragender Bedeutung. Die systemtypisch häufigen Versetzungen führen dazu, dass viele Offiziere nicht mehr mit ihren Familien umziehen, sondern ein Leben als Wochenendpendler führen.

„[D]ie Kameraden, die, die leisten natürlich soviel Arbeit, die sind unter der Woche, dort kann man die auslutschen bis zum geht nicht mehr, na, da ist nicht selten, im Ministerium, gucken sich mal die Büros an, da ist nicht selten, dass um 21.00 Uhr und auch um 22.00 Uhr auch im Personalamt, Heeresamt, dass die Lichter noch brennen“.<sup>43</sup>

Leistungsbereitschaft wird daher in der Bundeswehr nicht selten an einer hohen Bereitschaft zur örtlichen Mobilität als auch nach Dienstzeitschluss weiterzuarbeiten, festgemacht. Die Auswahlkriterien in Personalentscheidungen besitzen weitreichende Signalwirkung für jeden Sozialverband und „have the greatest impact on demonstrating and teaching the values of an organization“ (Bell 1999: 48). Dies wirft die Frage nach der Art der Auswahlkriterien auf. Die offiziellen Auswahlkriterien der Bundeswehr wurden oben ausführlich dargestellt.

Die praktischen Auswahlkriterien der Kommandeure bzw. aufnehmenden Vorgesetzten müssen mit den offiziellen Kriterien nicht unbedingt übereinstimmen. Durch die Logik, dass insbesondere Offiziere auf Kommandeursposten kommen, die während des Stabslehrgrundlehrganges und anderen Lehrgängen gute Noten erreicht haben und sich während ihrer Chefverwendung in den Augen ihres Vorgesetzten als militärische Führer bewährt haben, weil sie von beurteilenden Vorgesetzten mit ähnlichem Habitus bevorzugt werden, stabilisiert sich das militärische Karrieremuster; „like promoting like“ (Agyris 1997: 98f). Diesbezüglich ist die Bedeutung der dienstlichen Beurteilungen durch den Vorgesetzten von enormer Bedeutung. Dispositionen in Nachwuchsoffizieren in denen der Vorgesetzte sich selbst erkennt, werden honoriert, denn schließlich ist es auch für den Vorgesetzten von Interesse überall in der Republik einen seiner Männer sitzen zu haben. Aus dem richtigen Habitus entwickelt sich so nicht nur für den

---

43 Interview OLT Baß, 323-327.

Nachwuchsoffizier ein soziales Kapital, sondern auch durch die richtige Investition des Vorgesetzten in einen „guten Mann“ wächst dessen soziales Kapital.

Kommandeure und Karriereoffiziere sehen sich als Führungspersonen und leiten aus diesem Selbstbild einen Führungsanspruch ab, der mit einem berufständischen Selbstverständnis einhergeht, obwohl sie von Untergeben oftmais nicht als Führernaturen sondern lediglich als Vorgesetzte betrachtet werden (Kuhlmann 1991: 126ff; 137). Auffallend ist, dass sich insbesondere Kommandeure in ihrer Werthaltung einander wesentlich ähnlicher sind als Nachwuchsoffiziere und die übrigen Truppenoffiziere (Klein/Kriesel 1991 *passim*). Diese Dispositionen wurden für die britische Armee von Dixon (1976 *passim*) und für weitere angelsächsische Länder von Campbell (1995 *passim*) untersucht und dargestellt. Die problematischen Dispositionen von militärischen Karrieristen können den Untersuchungen von Dixon (1976) sowie Campbell (1995) folgend in geistige, persönliche und verhaltensbezogene Züge gefasst werden, wie der kanadische Major Bondy (2002: 15) darlegt:

Regarding intellect, senior officers seem to be predominately: inflexible, unimaginative, anti-intellectual, dismissive of new information, intolerant of unusual ideas, and likely to have a simplistic, unrealistic and pessimistic view of the world. Regarding personality, senior officers appear predominantly: conformist, excluding, status conscious, materialistic, overly confident, non-altruistic, self-centered, anti-artistic, anti-effeminate, obsessive-compulsive, dominant-submissive, and possessed of low self-esteem that often includes narcissm. Regarding behaviour, senior officers tend to be: overly competitive, defensive, punitive, overly sensitive to criticism, secretive, overly preoccupied, with appearance, uncaring of subordinates, aggressive in inappropriate circumstances, tending to project aggressive intent on others, and prone to panic when under stress leading to either paralysis or taking unnecessary risks.

Mit soldatischen Tugenden haben diese Dispositionen freilich wenig zu tun. Die moderne Militärkultur nicht nur in Deutschland zeichnet sich dadurch aus, dass es eine scharfe Diskrepanz zwischen offiziellen Werten und den praktizierten Werten der Karriereoffiziere gibt. Offiziere, die nach dem offiziellen Ethos der Verantwortung handeln, befinden sich in einem signifikanten Nachteil bezüglich Beförderung, Auswahl und Verwendung und begehen geradezu eine Art beruflichen Freitod (Bell 2001: 48ff). Das für einen erfolgreichen Werdegang nötige soziale Kapital erwirbt nur derjenige durch seine Kontakte, der den Glauben an den traditionellen Führungsmythos und gleichzeitig das individualistische Eigeninteresse der liberalistischen Klassengesellschaft teilt.

Der Soldat spürt Berufung und Verantwortung statt Krämergeist und Vorteilsdenken. Er sonnt sich im Abglanz der Obrigkeit. Er möchte gerne anerkannt werden, aber sich nicht in die Karten sehen lassen. Er hat die richtige Gesinnung. Er denkt nicht, er handelt; er diskutiert nicht er befiehlt – und wird befohlen. Man soll aber nun nicht denken, diese wenig liebenswerte Figur des Soldatischen habe mit dem gewöhnlichen Gang der zivilen Geschäfte nichts zu tun. Vielmehr sind die Ränder zwischen der militärischen und der zivilen Kultur ausgezackt und verfranst (Armanski 1983: 189f).

Je natürlicher dieser Austauschprozess der Gleichgesinnten gerät, desto höher gerät die symbolische Bedeutung aller verfügbaren Kapitalsorten, deren Austauschbarkeit und Wert in der täglichen Praxis stets neu definiert wird. Zwar können in der zivilen Gesellschaft alle Kapitalsorten mit Hilfe ökonomischen Kapitals erworben werden, doch im Militär wo dieses Kapital im Spiel nicht eingesetzt werden kann, führt die notwendige und schwierige Transformation mittels Beziehungen und Verpflichtungen nur zu mittelbaren Erträgen bei sozialem und symbolischen Kapital, denn diese Kapitalien lassen sich nicht durch direktes Kalkül und bewusste Strategie realisieren.

#### **4.4.2 Alimentierung: Zur Rolle ökonomischen Kapitals**

Die kapitalistische Form des Marktes widerspricht dem traditionellen Ethos des Schwert- und Gesinnungssadels, da das marktwirtschaftliche Konkurrenzsystem der offiziellen Selbstvermarktung und der Selbstrechtfertigung auf individuellem Erfolg basiert. Die gewiefte Handhabung der eigenen Karriere als Grundlage für sozialen Status im Kapitalismus (Offe 1970: 7) widerspricht dem soldatischen Berufsethos von Gemeinschaft und Opferbereitschaft. Was nun die vermeintliche Uneigennützigkeit des militärischen Berufsstandes – wie auch anderer Professionen – anbelangt, spricht Kuhlmann (1991: 115) von einer ungerechtfertigten Ideologie. Die individuelle Eigennutzorientierung in weiten Kreisen des modernen Militärs steht in Widerspruch zur geltend gemachten Selbstlosigkeit des militärischen Berufsstandes, der im Dienst an Staat, Volk und Vaterland zum Selbstopfer bereit ist. Aus dieser Widersprüchlichkeit entsteht bei militärischen Insidern der Zynismus der Erfolgreichen gegenüber dem Vorwurf der Scheinheiligkeit durch militärische Außenseiter des Feldes. Wie Tabelle 10 zeigt, stimmen nur wenige Soldaten der Aussage zu, aus finanziellen Gründen Soldat zu sein.

Tabelle 10: „Ich bin aus finanziellen Gründen Soldat.“

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Trifft voll und ganz zu	6.4%	6.7%	3.4%	1.4%	2.6%	5.3%
trifft eher zu	15.4%	18.3%	17.4%	15.4%	10.3%	16.4%
Weder-noch	23.5%	34.2%	31.2%	34.1%	46.2%	29.1%
Trifft eher nicht zu	20.2%	20.6%	25.1%	23.8%	15.4%	21.6%
Trifft überhaupt nicht zu	34.4%	20.2%	22.9%	25.2%	25.6%	27.7%
Total N	915	476	414	214	39	2058
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2058

tau-b = -.048\*

Das soldatische Berufsethos der Selbstlosigkeit spiegelt sich in diesen Antworten wider. Nun findet sich der für die Beschreibung des militärischen Berufsstandes zentrale Begriff der *Laufbahn* besonders in Berufsfeldern, deren berufliches Aufstiegssystem noch immer an die Vorstellungen der ständischen Gesellschaft angelehnt sind. Ein Dienstgrad bemisst sich nach der Stufe, die er innerhalb einer Rangordnung bezeichnet und somit ein oben und unten festlegt. Nach Übernahme als Berufssoldat steht z.B. in der Bundeswehr für Berufsoffiziere der Enddienstgrad Oberstleutnant bereits als mindestes Laufbahnziel fest. Nach ca. acht Jahren wird in der Bundeswehr bei Offizieren zwischen denjenigen unterschieden, deren Antrag zum Berufsoffizier erfolgreich war und denen die nach zwölf Jahren ausscheiden. In Armeen die lediglich konsekutive Zeitverträge kennen gelten ähnlich feste Zeitpunkte der beruflichen Selektion.<sup>44</sup> Damit geht die Sicherheit und Ordnung einer vorgezeichneten Laufbahn einher. Die Stehende Armee ist dahingehend geformt, dass sie Menschen offen steht und anzieht, die Bereitschaft zum Gehorsam und zum Dienst am Staat mitbringen. Dabei werden dem einzelnen Soldaten gegenüber Anreize zum Eintritt und Verbleib in den Streitkräften durch die Zuerkennung von gesellschaftlichem Prestige und/oder über gute Bezahlung und der Zusicherung eines festen Arbeitsplatzes gemacht. Dies geschieht im Sinne eines liberalistischen Modells, das auf der kla-

<sup>44</sup> So durchlaufen im australischen Heer alle Offiziere für die ersten fünfzehn Jahre die gleiche Laufbahn (Jans/Schmidtchen 2002: 63).

ren Arbeitsteilung zwischen Soldaten und Zivilisten beruht.<sup>45</sup> Vor dem Hintergrund des oben erläuterten soldatischen Selbstverständnisses eines außeralltäglichen Berufstandes in Kombination mit der Präkarisierung von Erwerbsarbeit in der gegenwärtigen Gesellschaft bedeutet ein fester Arbeitsplatz sowohl rein ökonomische Sicherheit als auch gesellschaftliche Anerkennung. Dieser Sachverhalt spiegelt sich in der schriftlichen Befragung wider.

*Tabelle 11: „Ich bin aufgrund der Sicherheit des Arbeitsplatzes Soldat.“*

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
trifft voll und ganz zu	16.4%	20.7%	22.6%	7.5%	2.6%	17.5%
trifft eher zu	28.0%	46.2%	41.5%	40.2%	50.0%	36.7%
weder-noch	23.4%	20.1%	22.6%	22.4%	36.8%	22.6%
trifft eher nicht zu	14.9%	7.3%	8.0%	18.2%	5.3%	11.9%
trifft überhaupt nicht zu	17.2%	5.6%	5.3%	11.7%	5.3%	11.3%
Total N	906	478	412	214	38	2048
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002                    N = 2048                    tau-b = .019\*\*

Diese bei allen Dienstgradgruppen außer den Mannschaften einheitliche Zustimmung gegenüber dieser Aussage lässt sich einerseits als reiner Pragmatismus verstehen. Oftmals soll der Einstieg ins Militär aber dem sozialen Aufstieg dienen, der unter anderem durch die im Militär angebotenen (Berufs-)Bildungsabschlüsse und gute Verdienstmöglichkeiten ermöglicht wird. So versucht in Deutschland seit dem 20. Jahrhundert vornehmlich aufstrebendes Kleinbürgertum durch die Wahl des Unteroffizier- bzw. Offizierberufs den ökonomischen und sozialen Aufstieg zu erreichen und soziales Prestige zu erlangen. Die Vorstellung vom Militär als sicherem Arbeitsplatz passt gut zu einem berufsständischen Selbstverständnis, das auf der Ablehnung von bloßer Arbeit als einfachem Lohnerwerb im Sinne einer althergebrachten Idee von der Außeralltäglichkeit des militärischen Berufstandes beruht. Das Militär ist ein besonderer Sozialverband, dessen Ordnung sich die freiwilligen Bewerber schon vor Eintritt verbunden fühlen sollten.

45 Siehe dazu Huntington [1957], der in diesem Zusammenhang von „objective control“ spricht.

#### 4.4.3 Erwerb und Einsatz kulturellen Kapitals

Kapital als akkumulierte Form verschiedenster Arbeitsweisen ist ein Prinzip der Regelmäßigkeit der sozialen Welt. Ein derart umfassender Kapitalbegriff erlaubt die Besonderheiten und spezifischen Charakteristika der nicht-warenförmigen Ökonomien der verschiedenen sozialen Felder zu fassen. Kulturell definierte Unterschiede machen soziale Gruppen sichtbar und damit unterscheidbar. Das kulturelle Kapital tritt gemäß Bourdieu in drei verschiedenen Ausprägungen auf, die nach ihrem institutionalisierten, objektivierten oder inkorporierten Zustand zu unterscheiden sind.

Schulabschlüsse, Ausbildungsnachweise, Lehrgangsnachweise stellen auch im militärischen Feld ein *institutionalisiertes Kulturkapital* dar. Diese Form des Kulturkapitals ist eine Objektivierung von inkorporiertem Bildungskapital und verrechtlicht den Bildungsstand eines Akteurs. Es soll einen dauerhaften und garantierten Nachweis für kulturelle Kompetenz in Allgemeinbildung oder einer Fachrichtung bieten. „Der schulische Titel ist ein Zeugnis für kulturelle Kompetenz, das seinem Inhaber einen dauerhaften und rechtlich garantierten konventionellen Wert überträgt“ (Bourdieu 1983: 190). Institutionalisiertes Kulturkapital ist in Form von Schulabschlüssen formelle Eintrittsvoraussetzung für das militärische Feld und Zugangsberechtigung zu den Laufbahnen der unterschiedlichen Dienstgradgruppen. Die Beförderung hängt auch von erfolgreich bestandenen Lehrgängen ab. Unteroffiziere versuchen oftmals einen Berufsabschluss zu erwerben, während für die meisten Offiziere der Bundeswehr ein erfolgreich zu absolvierendes Hochschulstudium vorgesehen ist. In Form von an Bildungstitel gebundenen Beförderungen ist institutionalisiertes Kulturkapital auch im Militär direkt in ökonomisches Kapital konvertierbar ist.

In der Bundeswehr werden heute die Berufsausbildung für Unteroffiziere und das obligatorische Studium für Offiziere offiziell als konstitutive Elemente betrachtet, wenn auch die Bildungsfrage für das berufliche Selbstverständnis der Offiziere bis heute nicht geklärt ist. Nun studieren aber Bundeswehrhoffiziere nicht an zivilen Universitäten sondern an der Universität der Bundeswehr (UniBw) in Neubiberg bei München und der UniBw in Hamburg.<sup>46</sup> Dies ist bis dato nur Offizieren der Bundeswehr vorbehalten und stellt damit eine gesellschaftliche Sonderposition dar. Beiden Universitäten der Bundeswehr eilt ein hervorragender Ruf voraus, da hohe Qualität der Lehre und Forschung und ein trimestrisches Studium dort kombiniert werden. Dies mag dazu beitragen, dass sich Offiziere der Bundeswehr als elitär betrachten und dem Staat, der ihnen dies ermöglicht besonders verbunden fühlen.

---

46 Lediglich Sanitätsoffiziere studieren Medizin an zivilen Universitäten.

Das Studium an einer der beiden Universitäten der Bundeswehr ist zwar für eine spätere zivile Karriere eine wichtige Voraussetzung, es prägt den soldatischen Habitus der Offiziere aber nur dahingehend, als dass ein akademischer Abschluss heute als Normalfall angesehen wird (Elbe 2004: 425). So verlangt der Eintritt in ein soziales Feld nicht schon von vornherein den angemessenen Habitus, sondern Dispositionen, die lernfähig und kompatibel genug sind, um sich in einen konformen Habitus wandeln zu lassen. Der Habitus ist keine ‚Gewohnheit‘, sondern ein trüges, aber offenes Dispositionssystem, das ständig mit neuen Erfahrungen konfrontiert und beeinflusst wird. Die Gewandtheit des Habitus ist daher eine sich aus der Verbundenheit zwischen inkorporierter und objektivierter Geschichte ergebende Bedingung für den Fortbestand der Praxis des Feldes.

*Objektiviertes Kulturkapital* drückt sich in Gegenständen aus. Im Militär stellen Uniformen den augenscheinlichsten Unterschied zur zivilen Welt dar. Die Militäruniform unterscheidet sich heutzutage in den formellen Dienstanzug und den eher martialischen Gefechtsanzug. Der Dienstanzug der Teilstreitkräfte der Bundeswehr kommt in einer Standardausführung, kann aber auch von einem Schneider angefertigt werden. Diese Maßanfertigungen erlauben kleine, aber feine Variationen hinsichtlich des Schnitts, des Materials und bei der Heeresuniform hellere oder dunklere Grautöne der Uniformjacke. Insbesondere Heeresoffiziere besitzen hier die Möglichkeit den angemessenen Stil zu beweisen, indem sie zum richtigen Schneider gehen und Traditionsbewusstsein mit ihrer Truppengattung belegen. Da die Uniform der Panzertruppe der deutschen Wehrmacht grau-schwarz war, ist es beispielsweise bei den sich in dieser Tradition sehenden Panzeraufklärern und Panzermännern der Bundeswehr angezeigt ein dunkles Grau für den Uniformrock zu wählen. Auf diese Art und Weise lässt sich ganz ohne Worte ein spezifisches Traditionsbewusstsein darstellen.

Mit dem Militär sind aber nicht nur Uniformen sondern auch Orden und andere Auszeichnungen verbunden. Die Bundeswehr verzichtete bis zu ihrem 25jährigen Jubiläum im Jahre 1980 auf militärische Auszeichnungen als der erste Orden der Bundeswehr eingeführt wurde. Das „Ehrenzeichen der Bundeswehr“ kann als sichtbare Anerkennung für treue Dienste und in Würdigung beispielhafter soldatischer Pflichterfüllung an Soldaten der Bundeswehr in den Stufen Ehrenmedaille der Bundeswehr, Ehrenkreuz der Bundeswehr in Bronze, Silber und Gold verliehen werden (Stein 1984: 63). Formale Voraussetzung für jede Stufe ist eine gewisse Dienstzeit: 7 Monate, 5, 10, beziehungsweise 20 Jahre. Durch die Kombination von Eisernem Kreuz und Adler und knüpft dieser Orden symbolisch an die deutsche Militärtradition seit den preußischen Befreiungskriegen an und verbindet die Verkörperung deutschen Soldatentums mit dem Ho-

heitszeichen des deutschen Staates (ebd.). Die zweite originär soldatische Auszeichnung der BRD „Einsatzmedaille der Bundeswehr“ wurde 1996 vom Bundesminister der Verteidigung gestiftet. Diese Auszeichnung wird als sichtbares Zeichen für die Teilnahme an Einsätzen oder besonderen Verwendungen außerhalb des deutschen Hoheitsgebiets im Rahmen von humanitären, Frieden erhaltenden oder Frieden erzwingenden Maßnahmen verliehen.

Die Ehrung mit der Einsatzmedaille ist eine herausgehobene Geste mit hohem Symbolcharakter: der deutsche Adler im Eichenlaubkranz als sichtbarer Dank der Nation. Das rote Grundband der Medaille ist mit schwarz-rot-goldenen Randstreifen gehaltenen und ist mit einer bestimmten Spange zur Kennzeichnung des jeweiligen Einsatzes versehen. Die Medaillen werden generell im Einsatzland während eines Zeremoniells im Rahmen einer „Medal Parade“ unmittelbar vor Rückkehr in die Heimat durch die örtlichen Kommandeure ausgehändigt und stellen ein bedeutsames Zeremoniell dar, welches für unerfahrene Soldaten den Statuswechsel zum einsatzerfahrenen Soldaten markiert (Tomforde 2006: 118). Je mehr Bandstege von Einsatzmedaillen die Bandschnalle am Dienstanzug umfasst, desto höher das Renommee der Inhaber. Die Medaille ist für die meisten Soldaten von großer Bedeutung, da sie eine offizielle Anerkennung ihres Dienstes unter erschwerten Bedingungen im Ausland darstellt und im Inland als Zeichen der Einsatzerfahrung an der Uniform getragen werden kann. Die Medaillen stehen für die symbolische Aufnahme der Kontingentsangehörigen in den Kreis einsatzerfahrener Soldaten. Die Einsatzerfahrung ist nicht nur wichtig um in der neuen Bundeswehr mitreden zu können, sondern auch um eine karrierefördernde Qualifikation nachweisen zu können (ebd. 116). Bewährung im Einsatz gewinnt zunehmend an Bedeutung bei Personalentscheidungen. Darüber hinaus besitzen Leistungsabzeichen, Springerabzeichen, Einzelkämpferabzeichen, Seefahrerabzeichen sowie Schützenschnüre eine gewisse Bedeutung zur Darstellung objektivierten Kulturkapitals in der Bundeswehr.

Drittens kann ein der herrschenden Auffassung angepasstes Führungsverständnis als *inkorporiertes Kulturkapital* im militärischen Feld betrachtet werden. Im Militär kommt dem Konzept der „Führung“ große Bedeutung zu. Offiziere werden als „militärischen Führer“, Unteroffiziere werden als „militärische Unterführer“ bezeichnet. Vorgesetzte im Militär zeichnen sich also durch ihre Funktion als Führer aus. Zum Führer wird man aber nicht geboren, sondern Führung muss man erlernen. Im Militär kommt Führungskönnen und das angemessene Führungsverständnis einem inkorporierten Kulturen Kapital gleich. Führung beinhaltet die Beeinflussung des Verhaltens anderer und nimmt als Konzept das Vorhandensein von Hierarchie an. Führer beeinflussen das Verhalten, Glauben, Denken anderer Gruppenmitglieder in einer bestimmten Richtung (Katz/

Kahn 1978 passim). Daher ist Führung als soziale Handlung, durch die gemeinsame Anstrengungen auf gemeinsame Ziele hin koordiniert werden, zu verstehen. In bürokratischen Sozialverbänden wie dem Militär ist “transactional leadership” (MacGregor Burns 1978: 19f), d.h. handlungsorientierte Führung, weit verbreitet. Doch eine bloße Handlung (*transaction*) stellt keinen anhaltenden Zweck dar, der Gruppenmitglieder zusammenhalten kann. Aufgrund seiner utilitaristischen Natur kann das handlungsorientierte Führungsmodell den Führer und die Gefolgschaft nicht zu einem gegenseitigen und anhaltenden Verständnis eines gemeinsamen Ziels bringen. Im militärischen Kontext entspricht dieses autoritäre Führungsverständnis der *Befehlstaktik* welche den Untergebenen strikt an die Weisung seines Vorgesetzten bindet und damit den mitdenkenden Gehorsam ausschließt.

Die preußisch-deutsche Militärdoktrin des „Führen mit Auftrag“ oder auch *Auftragstaktik*<sup>47</sup> ist nun eine Führungsmethode, die es erlauben soll die höhere Führungsebene von den Auswirkungen von Friktion zu entlasten. Die typisch hierarchischen Strukturen des Stehenden Heeres verursachen „Friktionen“ (Clausewitz 1832) in der Leitungsspitze der jeweiligen Hierarchieebene. Insbesondere im Gefecht werden Friktionen durch die Effekte zeitlicher Verzögerungen, sowie räumliche und menschliche Bedingungen wie besonderes Klima, ungünstige Wetterbedingungen, Verwirrung der Truppen, körperliche Erschöpfung und schiere Angst verursacht. Die Auftragstaktik hat sich als innovative Form der militärischen Führung in der preußisch-deutschen Armee in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt (Leistenschneider 2002 passim). Der Mythos will es, dass die Auftragstaktik auf die heroische Eigenwilligkeit preußischer Offiziere mit feudalem Familienhintergrund zurückgeht, die eher einen Befehl verweigerten und damit lieber die Hinrichtung als den Verlust einer Schlacht riskierten. Tatsächlich bedingte sich die Auftragstaktik durch die Einführung neuer Waffentechnik und logistischen Möglichkeiten der Kriegsführung im Rahmen der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert. Aus der modernen Bewaffnung ergab sich die Möglichkeit einer höheren Selbstständigkeit der einzelnen Truppenteile, die es als Vorteil auszunutzen galt (ebd. 145). Im Rahmen der Auftragstaktik gibt ein Kommandeur seinen unterstellten Führern ein bestimmtes Ziel und macht dies mit der Absicht des Auftrages vertraut. Damit ist Führung mit Auftrag zunächst ein Organisationsprinzip mit welchem das Militär auf zunehmende Komplexität der Umwelt reagierte (Keller 2006: 145). „Auftragstaktik leitet sich primär aus der komplexen Situation Gefecht ab“ (ebd.

47 Der Begriff „Auftragstaktik“ hat sich eingebürgert, obwohl genau genommen dieser Begriff eine Führungsmethode und nicht eine spezielle militärische Taktik bezeichnet.

157). Die unterstellten Führer setzen die Absicht des Kommandeurs selbstständig um, damit sie zur Zielerreichung beitragen (vgl. HDv 100/900). Idealerweise folgt die Logik dieser Führungsdoctrin die Kommandokette hinab bis zum kleinsten Trupp.

Die besondere Problematik des Führens mit Auftrag ergibt sich nun aus dem Umstand, dass diese Führungsdoctrin die Möglichkeit der Verletzung zuvor gegebener Befehle zur Erfüllung der Absicht des Auftrages beinhaltet. In der Umsetzung der Auftragstaktik läuft der unterstellte Führer daher Gefahr der Insubordination angeschuldigt zu werden. Diese Führungsdoctrin gibt den Untergebenen viel Freiheit und Verantwortung, doch verlangt sie auch sehr viel Vertrauen zueinander. Daraus ergibt sich die Widersprüchlichkeit, dass die hierarchische und zentralisierte Bürokratie des Stehenden Heeres das Prinzip der Auftragstaktik zwar sehr benötigt um typische Friktionen zu mildern, doch aufgrund des zentralen bürokratischen Prinzips von Befehl und Gehorsam ist die erfolgreiche Anwendung dieser Führungsmethode unwahrscheinlich. Dennoch stellt Auftragstaktik als militärische Führungskonzeption ein umfassendes Leitprogramm für *Führung*, *Ausbildung* und *Erziehung* in einer Armee dar (Leistenschneider 2002: 141). Das Führen mit Auftrag beziehungsweise die „Auftragstaktik“ ist offiziell oberstes Führungsprinzip in der Bundeswehr. Gemeinsam mit der Inneren Führung wird die Auftragstaktik als ein wesentliches Element zeitgemäßer Menschenführung und Markenzeichen der Bundeswehr präsentiert.

Im militärischen Feld muss freilich der richtige Führungsstil als institutionalisiertes Kulturkapital verstanden werden. Weicht der Führungsstil in der sozialen Praxis von der offiziellen Lehre ab, so bedeutet dies, dass die Struktur des militärischen Feldes von den Offizieren und Unteroffizieren ein dementsprechendes Denken und Verhalten verlangt. Im Folgenden wurden in der Streitkräftebefragung 2003 acht unterschiedliche Varianten von Führungsverhalten genannt, die einem Managementhandbuch (Staeble 1994) entnommen sind und dessen Formulierungen nicht sofort Anklänge an Auftrags- oder Befehlstaktik hatten. Die Varianten reichen von sehr autoritär bis stark partizipativ, wobei die ersten vier Aussagen eher dem Typ Befehlstaktik entsprechen, während der 5. Typus ziemlich genau das übliche Verfahren der Stabsarbeit der Bundeswehr abbildet (Keller 2006: 152). Der 6. Typus entspricht dem Kern nach dessen, was Auftragstaktik ausmacht, da der Vorgesetzte einen Verantwortungsraum für den nachgeordneten Bereich konstruiert, in welchem die Untergebenen dann Handlungsfreiheit besitzen (ebd.). Die Typen 7 und 8 entsprechen den Führungsprinzipien in demokratisierten Streitkräften.<sup>48</sup>

---

48 Zur Demokratisierung von Stehenden Heeren siehe v. Baudissin (1982: 143ff).

Acht verschiedene Führungstypen nach Staehle (1994):

1	Der Vorgesetzte entscheidet und ordnet an.
2	Der Vorgesetzte entscheidet, ist aber bestrebt, seine Untergebenen zu überzeugen.
3	Der Vorgesetzte entscheidet und gestattet Rückfragen.
4	Der Vorgesetzte entscheidet und bittet um Rückfragen, um auf diese Weise eine größere Akzeptanz seiner Entscheidungen zu erreichen.
5	Der Vorgesetzte informiert über beabsichtigte Entscheidungen und gibt den Untergebenen Gelegenheit zur Äußerung.
6	Der Vorgesetzte lässt die Gruppe Lösungsvorschläge für ein Problem erarbeiten und festlegen, welchen sie für den besten hält. Er entscheidet dann entsprechend seiner eigenen Überzeugung.
7	Der Vorgesetzte zeigt das Problem auf, legt den Entscheidungsspielraum fest und lässt dann die Gruppe entscheiden.
8	Die Gruppe entscheidet, der Vorgesetzte fungiert als Koordinator nach innen und außen.

Es zeigt sich in Tabelle 12 und 13, dass in der Bundeswehr eine Diskrepanz zwischen offiziellen Verlautbarungen, welche die Wichtigkeit der Auftragstaktik betonen und der tatsächlichen Praxis, in welcher der Typ Befehlstaktik dominiert, besteht.

*Tabelle 12: „Bitte markieren Sie denjenigen Führungsstil, der in Ihrem militärischen Alltag gegenwärtig vorherrscht.“*

Typ	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz.	Total
1	27.7%	21.1%	15.7%	12.1%	13.0%	21.7%
2	6.8%	6.4%	9.3%	9.1%	13.0%	7.6%
3	26.7%	19.2%	24.7%	18.9%		23.4%
4	12.3%	14.4%	9.0%	6.8%	8.7%	11.4%
5	15.0%	23.3%	25.0%	35.6%	47.8%	21.7%
6	5.0%	7.0%	8.0%	11.4%	17.4%	7.0%
7	4.3%	6.1%	7.1%	5.3%		5.4%
8	2.2%	2.6%	1.2%	.8%		1.9%
Total N	602	313	324	132	23	1394
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1394

tau-b = .136\*\*

In der Bundeswehr dominieren die autoritären Führungstypen 1, 3 und 5. Erst der sechste Typus entspricht dem Kern dessen, was Auftragstaktik ausmacht. Der Führungstyp 6 bei dem der Vorgesetzte einen Verantwortungsraum für den nachgeordneten Bereich konstruiert, in welchem die Untergebenen dann Handlungsfreiheit besitzen, findet kaum Anwendung. In diesem Sinne ist Auftragstaktik in der Bundeswehr ein Mythos, da der Erzählung keine Wirklichkeit entspricht und sie dennoch unhinterfragbar als wirklich angenommen werden muss (Trice/Beyer 1984: 655). Tendenziell sprechen sich fast alle befragten Soldaten für weniger autoritäre Führung aus, als sie in ihrem dienstlichen Alltag erleben, wie Tabelle 13 belegt:

*Tabelle 13: „Bitte markieren Sie denjenigen Führungsstil, der Ihrer Meinung nach in Ihrem militärischen Alltag vorherrschen sollte.“*

Typ	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffzr	Total
1	10.0%	8.4%	6.1%	3.7%		7.9%
2	7.0%	4.3%	10.4%	6.7%	8.7%	7.2%
3	14.9%	18.6%	22.6%	15.7%		17.4%
4	16.3%	14.6%	11.6%	8.2%	4.3%	13.8%
5	22.6%	28.0%	27.1%	41.0%	65.2%	27.3%
6	13.4%	11.2%	11.3%	15.7%	13.0%	12.6%
7	10.1%	12.7%	9.5%	8.2%	4.3%	10.3%
8	5.8%	2.2%	1.5%	.7%	4.3%	3.5%
Total	603	322	328	134	23	1410
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1410

tau-b = -.002

Die Aussagen zur wahrgenommenen Lage hinsichtlich des Führungsverhaltens in der Bundeswehr unterscheiden sich vorwiegend vom gewünschten Führen. Lediglich die Gruppe der Offiziere spricht sich überwiegend mit Führungstyp 5 für eine milde Befehlstaktik aus wie sie für die Stabarbeit der Bundeswehr typisch ist und nimmt diesen Anspruch auch als soziale Praxis war. Der Anspruch der übrigen Soldaten an den Führungsstil der Vorgesetzten findet sich in der sozialen Praxis des militärischen Feldes meist nicht wieder. Der „Mythos Auftragstaktik“ (Keller 2006) verfängt aber insofern in der Wirklichkeit, als dass eine ge raume Anzahl von Soldaten diejenigen Führungsprinzipien vorzieht bzw. für

sich in Anspruch nimmt, die der Auftragstaktik oder sogar demokratischen Führungsprinzipien entsprechen.

Militärische Führer bzw. Unterführer finden sich somit in einer Lage in der sie einer gespaltenen Dynamik ausgesetzt sind: Der Mythos der Auftragstaktik entspricht nicht der sozialen Praxis des militärischen Feldes in Deutschland, jedoch der offiziellen Linie von militärischer und politischer Führung. Daher ist es für die Akteure im militärischen Feld nahe liegend die Konzeption der Auftragstaktik zu erlernen und ihre Wichtigkeit zu betonen, während es nicht ratsam ist die Auftragstaktik wirklich umzusetzen, da solche Praktiken nicht der Struktur des militärischen Feldes entsprechen. Die Abweichung von den Regularitäten bedeutete die nächste Dienstbeurteilung aufs Spiel zu setzen. Die Befolgung des Mythos Auftragstaktik oder sogar der Prinzipien der Inneren Führung hieße die Realität zu erkennen und sich bestenfalls des Spots Preis zu geben, da man des nötigen Wirklichkeitssinns ermangelt.

Der Mythos Auftragstaktik bietet jedoch einen Referenzrahmen, der die Gegenwart der Bundeswehr mit der militärischen Tradition deutscher Streitkräfte verbindet. Die Gegenwart des heutigen militärischen Feldes wird mittels der Argumentationsfigur „Auftragstaktik“ in der Vergangenheit preußisch-deutscher Streitkräfte verankert. Nach unveränderbaren Grundsätzen gefragt, antwortet der gegenwärtige Inspekteur des Heeres General Hans-Otto Budde (2004a: 8):

Ich denke hier an das Rüstzeug, das uns die Gründerväter der Bundeswehr mit dem „Prinzip der Inneren Führung“ mitgegeben haben, an die „Auftragstaktik“ und an soldatische Grundwerte wie Tapferkeit, Loyalität und Kameradschaft.

Die zwei maßgeblichen Erzählungen der Bundeswehr, Auftragstaktik und Innere Führung werden verbunden und mit soldatischen Tugenden verknüpft. In der Führungsvorschrift des Heeres lautet dies so: „Soldatisches Führen verbindet soldatische Tugenden mit den, von der Konzeption der Inneren Führung bestimmten, Grundsätzen zeitgemäßer *Menschenführung*“ (HDv 100/100: Nr. 301). Und ein maßgeblicher General wie Christian Milotat (2000: 10; zitiert nach Keller 2006) stellt fest, „Die Verfahren der Stabsarbeit, der Befehlsgebung, und das Miteinander von militärischen Führern und Führergehilfen, die im 19. und 20. Jahrhundert mit besonderer Ausprägung in den preußischen und deutschen Generalstäben entstanden, sowie die seit langem in deutschen Streitkräften geltende Auffassung, dass jeder Soldat zu selbständigen und entschlossenem Handeln erzogen werden soll, sind unverzichtbare Grundlagen auf denen sich Auftragstaktik entfalten kann“. Mittels der Referenz einflussreicher Mitglieder der militärischen Führung auf den Mythos Auftragstaktik wird zur Legitimierung

der deutschen Militärvergangenheit sowie der Beerbung des Ruhmes preußisch-deutschen Militärs durch die Bundeswehr beigetragen.

Die Legitimierung eines militärischen Führungsanspruches im Staat wird durch Verweise auf den preußisch-deutschen Gesinnungssadel des Offizierkorps zu erreichen versucht (Elbe 2004: 419). Dem Militär kommt aufgrund seines Gewaltmonopols in der Regelung der staatlichen Außenbeziehungen in Deutschland aber auch weiterhin eine nicht zu unterschätzende gesellschaftliche Bedeutung zu. Gleichzeitig hat aber die Sensibilität gegenüber jeder Form von physischer Gewalt in Deutschland beträchtlich zugenommen. Das hat hinsichtlich des soldatischen Berufsbildes Auswirkungen auf die Selbstlegitimierung der „Manager professioneller Gewaltanwendung“ (Lasswell) in einer Gesellschaft, die sich offiziell der Norm der Gewaltlosigkeit verpflichtet fühlt. Das Offizierkorps bedarf zur Rechtfertigung daher der elitären Idee des Gesinnungssadels.

#### **4.4.4 Eine Frage der Ehre: Symbolisches Kapital**

Symbolisches Kapital spielt im militärischen Berufstand in Form von Ehre und Prestige eine ausgeprägte. Bezuglich einer Konzeptionisierung des Militärs als eines Berufstandes im unterbewussten oder bewussten Selbstverständnis des Offizierkorps kommt Bourdieu's Begriff des symbolischen Kapitals große Bedeutung zu. Nächst unterschied Bourdieu nicht zwischen sozialem und symbolischem Kapital und setzte es vielmehr gleich, wenn er argumentiert, das Sozialkapital bewege sich „ausschließlich in der Logik des Kennens und Anerkennens, dass es immer als symbolisches Kapital funktioniert“ (Bourdieu 1983: 195). Insofern symbolische Beziehungen die Differenzen von sozialer Lage und sozialer Stellung ausdrücken, ist dies durchaus plausibel. Das symbolische Kapital bildet gemäß Bourdieu (1992a: 152) einen Kredit an legitimer gesellschaftlicher Anerkennung. In seiner Form von Ehre, Prestige und gutem Ruf, stellt es gerade in traditionalen und konservativen Gesellschaftsentwürfen ein kennzeichnendes Ehrenkapital gegenseitiger sozialer Anerkennung dar: „Die Macht zur Durchsetzung einer alten oder neuen Sicht der sozialen Trennungen und Gliederungen hängt ab von der in vorangegangen Kämpfen erworbenen sozialen Autorität“ (Bourdieu 1992a: 152). Dazu muss die symbolische Macht auf dem Besitz von symbolischem Kapital begründet sein.

Symbolisches Kapital besteht aus wahrgenommenen und als legitim anerkannter Form ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals (ebd. 1985: 11). In dieser Hinsicht ist es sinnvoll nach Prestige im Militär zu fragen. Der gesellschaftlichen Anerkennung oder Verleugnung des symbolischen Kapitals des Militärs (Ehre, Ruhm), kommt somit ein Aspekt von Macht oder Ohnmacht zu. Die

drückt sich auch in den Antworten nach der Frage zur grundlegenden soldatischen Einstellung der Bundeswehrsoldaten aus.

*Tabelle 14: „Ich bin stolz, Soldat zu sein.“*

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz.	Total
trifft voll und ganz zu	29.1%	39.6%	41.3%	43.0%	31.6%	35.5%
trifft eher zu	34.0%	35.7%	38.4%	34.6%	36.8%	35.4%
weder-noch	24.3%	19.3%	15.5%	15.4%	21.1%	20.3%
trifft eher nicht zu	7.5%	3.9%	3.9%	5.1%	10.5%	5.7%
trifft überhaupt nicht zu	5.2%	1.5%	1.0%	1.9%		3.0%
Total N	907	482	414	214	38	2055
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002                    N = 2055                    tau-b = -.131\*\*

Während das Offizierkorps in der zivilen Welt zunehmenden Werteverfall wahrnimmt sowie das Aufkommen von Individualismus und einer ‚Spaßgesellschaft‘ konstatiert, nimmt es für sich oftmals eine ethisch-moralische Überlegenheit in Anspruch, die sich aus der eigenen Tradition ableitet. Heute liegt der Auftrag, das Volk im Kriege zu verteidigen nicht mehr in der Hand des Adels, sondern dem Offizierkorps. Somit ersetzt der Offizierstand den alten Adelsstand und es wird bisweilen der Offizier als Gesinnungssadel und Nachfolger des mittelalterlichen Ritters angesehen. Machtkapital im Spiel um das militärische Feld kann dabei z.B. die Mitgliedschaft in einer offiziellen Vereinigung wie der Clausewitz-Gesellschaft sein, wo handverlesene Offiziere und Zivilisten ein bestimmtes Traditionsverständnis teilen. Werteliten bilden sich aus Trägern höchster Tugenden und zeichnen sich durch edlen Charakter, Vornehmheit, Erhabenheit, Stolz und einen besonderen Lebensstil aus (Wiesendahl 1997: 31). Aus diesen Mustern speist sich der Macht- und Herrschaftsanspruch einer Werteelite.

Die Anpassung an die Verhältnisse sozialer Ungleichheit und Unterdrückung geschieht mit dem objektiv stillen Einverständnis der Beherrschten gegenüber der symbolischen Herrschaft (Bourdieu 1998: 171). Dies erfolgt durch das Zusammenspiel von Inkorporierung und Institutionalisierung:

Allgemein stützt die Wirksamkeit äußerer Zwänge sich auf die Wirksamkeit eines inneren Zwangs. Als Ergebnis der Einverleibung einer Herrschaftsbeziehung sind die Dispositionen die wahre Grundlage für das vom Zauber der symbolischen Macht lediglich ausgelösten praktische Erkennen und Anerkennen der magischen Grenze zwischen Herrschenden und Beherrschten (ders. 2001: 216).

Es ist darüber hinaus nahe liegend, dass die Herrschenden eine Umarmungstaktik verfolgen, indem sie Teilen der Beherrschten einen zukünftigen Aufstieg in Aussicht stellen und partiell ermöglichen. Bourdieu (1997a: 109) spricht in diesem Sinne vage von der Möglichkeit „jenen Diskurs zur Verteidigung der Orthodoxy, des rechten Denkens im doppelten Sinne, zu produzieren, mit dem ein neues Äquivalent zur schweigenden Zustimmung der Doxa geschaffen werden soll.“ Des Weiteren sind große Teile der Beherrschten bereit, statt der Häresie den Konformismus mit den herrschenden Verhältnissen vorzuziehen, solange die Lebensumstände einigermaßen bequem oder wenigstens erträglich sind. Diese Einstellung ist schon insofern nahe liegend, als der Konformismus wesentlich bequemer und sicherer ist als die Häresie. Diesbezüglich argumentiert Ann Swidler (1986 passim), dass in ruhigen Zeiten („settled lives“) Kultur in das Handeln der Akteure direkt integriert ist, so dass nicht nur Kultur und Struktur einander verstärken, sondern auch ein spezifisches Ethos zum Tragen kommt. Clifford Geertz (1973) anführend, schreibt Swidler (1986: 278): „And cultural symbols reinforce an ethos, making plausible a world-view which in turn justifies the ethos“. Im Falle unruhiger Zeiten („unsettled lives“) betont Swidler (ebd.), dass die Rolle von Kultur zur Fortsetzung und Konstruktion neuer Handlungsstrategien eine andere ist. Überkommene kulturelle Muster werden aufgegeben und durch explizite, artikulierte Kulturmodelle wie etwa Ideologien ersetzt. Sie argumentiert, dass diese Ideologien – explizite, artikulierte und hochorganisierte Bedeutungssysteme – zwar neue Handlungsstrategien begründen, doch dass dasjenige, was nicht explizit geregelt ist, weiter von der alten Ordnung bestimmt wird. Swidler (1986: 279f) betont, dass das alte Ethos, verstanden als Handlungsregulator, die Auswahl und Entwicklung einer neuen Doktrin und rituellen Praktik formt und bestimmt. Letztlich formt sich somit eine Ideologie<sup>49</sup> eher um ein Ethos, als dies umgekehrt der Fall ist. All dies mag erklären, warum auch Bourdieu in sozialen Feldern fast nie Revolutionen, sondern nur begrenzte

---

49 Bourdieu (2001: 232f) rückt zunehmend vom Ideologiebegriff ab, da er die Gefahr sieht, dass einer der stärksten Mechanismen zur Aufrechterhaltung der symbolischen Ordnung, die doppelte Naturalisierung des Sozialen in Dingen und Körpern, durch die Betonung von Ideen in Vergessenheit gerät.

Revolten ausmachen kann. Die Dinge ändern sich ein wenig, oder auch nicht, aber letztlich bleiben die Verhältnisse ähnlich.

Das soldatische Ethos, verstanden als Handlungsregulator, der die Auswahl und Entwicklung militärischer Doktrin und der rituellen Praktik formt und bestimmt, gewinnt im Laufe der historischen Modernisierung des Militärs als Stabilisator an Bedeutung. Mit der Bürokratisierung des Militärs kommt *Militärtradition* eine Brückenfunktion zwischen Alltag und der Außeralltäglichkeit des Einsatzes und Kampfes zu. Zwar mag das jeweilige Brauchtum dem einzelnen Soldaten zu allen Zeiten nicht viel bedeuten, doch mittels militärischer Tradition kann sich die militärische Gemeinschaft deutlich von der sie umgebenden Gesellschaft unterscheiden. Der Kombattantenstatus des Militärs wird mittels militärischer Tradition betont. Da militärische Tradition meist sehr stark staatliche Symbolik vertritt, wird so die Symbiose von Staat und Militär gepflegt. Tabelle 15 belegt die starke Bedeutung von Tradition im Militär.

*Tabelle 15: „Ich finde militärische Tradition im Ganzen betrachtet...“*

	Man.	Uffz. o.P.	Uffz. m.P.	Offz (jun.)	StOffz.	Total
sehr positiv	12.8%	15.9%	25.4%	22.9%	13.8%	17.3%
positiv	51.4%	56.1%	55.3%	54.3%	69.0%	54.0%
teils/teils	31.1%	25.5%	18.2%	19.0%	17.2%	25.5%
negative	3.7%	1.9%	1.2%	2.9%		2.5%
sehr negativ	1.0%	.6%		1.0%		.6%
Total N	623	321	347	105	29	1425
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2003

N = 1425

tau-b = -.150\*\*

Die Geltung und Legitimität einer herrschenden Ordnung wird auf der Grundlage „des immer Gewesenen“ durch Tradition verkörpert (Weber 1972: 19). Daher spielt Tradition für den Staat und die Exekutoren der Staatsgewalt eine fundamentale Rolle zur Aufrechterhaltung des Anspruchs auf das Gewaltmonopol. Während Weber den Begriff des Charismas für die Außeralltäglichkeit besetzt, können für Bourdieu charismatische Zuschreibungsprozesse als Dimension symbolisch vermittelter Macht begriffen werden (Kraemer 2002: 180ff). Insbesondere restaurativ eingestellte Soldaten begründen die „ewige“ Notwendigkeit ihres Berufsstandes mit dem Verweis auf historische Erfahrungen, etwa die, dass es „schon immer“ Kriege gegeben habe und dass deshalb kein Staat auf Soldaten

und auf Kriegsvorbereitung verzichten könne“ (Wette 1998: 128f). Das agonistische Weltbild des Standes der Wächter (Platon) führt zu einer besonderen Nähe zum Staat, den es zu schützen gilt. Das spezielle Normensystem der Wächter, welches engstens an den Staat gebunden ist, trennt das Stehende Heer von der zivilen Gesellschaft und soll doch der prinzipiellen Einheit des Gemeinwesens dienen.

Dem Staat, welchem das Militär huldigt, sind im Sinn von Hegels *Rechtsphilosophie* die bürgerliche Gesellschaft und ihre Individuen untergeordnet. Teil dieses Obrigkeitstaates, der das Interesse der Allgemeinheit verfolgt und dem die Rechte der Individuen nachgeordnet sind, ist das Militär. In diesem hegelianischen Verständnis ist derjenige Staat legitim, der formales Recht, Moralität, Familie, und bürgerliche Gesellschaft respektiert (Steinvorth 1981: 209). Dem Staat als dem Verwalter des symbolischen Kapitals kommt diesbezüglich eine zentrale Stellung und Funktion zu: „Durch die Legalisierung des symbolischen Kapitals, gewinnt eine bestimmte Perspektive absoluten, universellen Wert und wird damit jener Relativität entzogen, die *per definitionem* jedem Standpunkt als einer bestimmten Sicht von einem partikularen Punkt des sozialen Raums aus immanent ist“ (Bourdieu 1992b: 150). Diese Unhinterfragbarkeit nimmt auch das Stehende Heer für sich in Anspruch, da es schließlich dem Allgemeinwohl dient indem es den Staat beschützt. Durch die Betonung von soldatischem Stil und militärischen Formen wird darüber hinaus das Selbstverständnis einem besonderen Stand anzugehören befördert.

In der Bundeswehr ist diesbezüglich besonders der Umgang mit der zentralen Figur der militärischen Opposition gegen das NS-Regime Claus Schenk Graf von Stauffenberg in der Traditionsentwicklung aufschlussreich. Während in den ersten Jahrzehnten der Bundeswehr die militärische Fronde gegen Hitler noch von den meisten Offizieren als Eidbruch missbilligt wurde und noch in den 1960er Jahren militärische Helden der NS-Zeit in den Traditionskanon der Bundeswehr aufgenommen wurden, sich die Bundeswehr während der sozial-liberalen Koalition wenig mit einer pro-aktiven Traditionsentwicklung befasste, so ändert sich dies mit der politischen Wende von 1982. Die bürgerlich-aristokratische Opposition der militärischen Frondeure wurde nun im Rahmen einer Traditionsoffensive zur zentralen Traditionssfigur der Bundeswehr stilisiert. Die deutsche Wehrmacht wurde weiterhin als Opfer des NS-Regimes dargestellt, aber es wurden nun gerade die Wehrmachtsangehörigen der militärischen Opposition für die Tradition der Bundeswehr in Anspruch genommen, da sie nach besonders hohen moralischen Maßstäben gehandelt hatten. Auf die alte Garde von ‚eid-treuen‘ Wehrmachtsoffizieren musste die politische Führung immer weniger

Rücksicht nehmen, da sie pensioniert waren.<sup>50</sup> Auch die Mehrheit der deutschen Bevölkerung identifizierte nicht mehr mit NS-Deutschland. Vor allem aber war es durch den Abstand von vierzig Jahren ein leichtes die militärischen Oppositionskreise zu entpolitisieren und auf reine Gewissensfragen zu reduzieren. Die nationalistisch, religiös-sozialistischen Vorstellungen Stauffenbergs und mancher Frondeure des 20. Juli wurden und werden unter den Teppich gekehrt. Schon der frühe, einsame Fürsprecher der Frondeure General v. Baudissin konstruiert mit seinem anti-kommunistischen, christlich-moralischen Traditionsmodell gewisse Kontinuitäten über den Bruch von 1945 hinweg und legitimierte unter Bezug auf anerkennungswürdige Grundwerte einer bürgerlichen Gesellschaft die bestehende Rechtsordnung (de Libero 2006: 30f). Die Militäropposition innerhalb der deutschen Wehrmacht wird einerseits auf ihren nationalkonservativen Hintergrund reduziert sowie gleichzeitig zusammen mit Kreisauer Kreis und Weißer Rose als der einzige legitime Widerstand gegen das NS-Regime dargestellt; dies hilft den bürgerlichen Konservatismus in der BRD zu legitimieren.

„Symbolische Macht ist die Macht, Dinge mit Wörtern zu schaffen.“

(BOURDIEU 1992A: 153)

Während politische Würdenträger sich selbst durch rituelle Gedenkfeiern in der moralischen Höherwertig der Frondeure um Stauffenberg sonnen, betonen sie aber stets die historische Ausnahmesituation in der ihnen dieser Widerstand gegen die Staatsgewalt einzig legitim erscheint. Der Umstand, dass die Militäropposition vorwiegend durch Adelige geprägt war, entsprach der konservativen Traditionsoffensive der 1980er Jahre in ihrer weltanschaulichen Ausrichtung auf eine hierarchisch gegliederte Gesellschaft. Es will der Bundeswehr beinahe gelingen sich unter Bezug auf die aristokratischen Frondeure selbst zu adeln. In den Anfängen der Bundeswehr wurden allerdings zunächst die bürgerlichen Offiziere Generaloberst Ludwig Beck und Feldmarschall Erwin Rommel truppenübergreifend in das Pantheon der Bundeswehrtradition gestellt (de Libero 2006: 113). Rommel gilt in Deutschland und vor allem in angelsächsischen NATO-Ländern als besonders ritterlicher Soldat. Dies geht auf Rommels Rolle im Wüstenkrieg während des II. Weltkrieges in Nordafrika zurück. Unter Bezug auf die Soldaten der militärischen Opposition konnte sich die Bundeswehr NATO-konform von NS-Deutschland absetzen ohne sich von der deutschen Wehrmacht klar zu distanzieren. Das Berufsethos der Bundeswehroffiziere sollte wieder wie

50 Als ‚Lodenmantelgeschwader‘ bezeichnet, machten diese rüstigen Rentner aber bis in die 1990er Jahre ihren Einfluss im BMVg geltend.

ehedem edel, brillant und selbstlos sein. Durch die Referenz auf die Außeralltäglichkeit (Weber) des II. Weltkriegs und des durch die BRD abgesegneten Staatsstreichs wird durch gegenwärtige Traditionsbildung die Besonderheit des Offizierstandes demonstriert und legitimiert.

Die Haltung der Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft des Soldaten für den Staat und seine Bürger stellt weltweit den Kern der militärischen Tradition dar. Vor allem aber stellt diese Auffassung die symbolische Grenze zur zivilen Gesellschaft dar. Tägliche militärische Rituale und sporadische Zeremonien bezeichnen die Trennung von der zivilen Gesellschaft. Durch die Abgrenzung gegenüber der zivilen Gesellschaft mittels Ritualen und Zeremonien entsteht eine interne Basis zur Vermittlung von gemeinsamen Werten und Haltungen. Militärisches Brauchtum wird zur Pflege eines Gemeinschaftsgefühls benutzt welches die Identifikation der Soldaten mit der eigenen Gruppe stärkt. Offiziell wird aber militärisches Brauchtum nicht unter Tradition gezählt (BMVg 1982: §10). In diesem Sinne ist militärisches Brauchtum lediglich als militärische Traditionspflege zu verstehen.

*Tabelle 16: „Die Traditionspflege ist auch für moderne Armeen wichtig, um den Soldaten militärisches Wissen und militärische Tugenden zu vermitteln.“*

	Man.	Uffz. o.P.	Uffz. m.P.	Offz. (jun.)	StOffz.	Total
stimme voll und ganz zu	26,2%	34,9%	37,7%	50,9%	46,7%	33,2%
stimme eher zu	49,0%	44,4%	45,8%	29,2%	36,7%	45,5%
teils/teils	19,4%	18,7%	14,2%	15,1%	10,0%	17,5%
lehne eher ab	4,4%	1,6%	1,7%	3,8%	6,7%	3,1%
lehne voll und ganz ab	1,0%	,3%	,6%	,9%		,7%
Total N	618	315	345	106	30	1414
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1414

tau-b = -126\*\*

Militärische Traditionspflege beruht nicht zuletzt auf der Bewahrung und Weitergabe von praktischen Kenntnissen und Erwartungen, welche zur Strukturierung des Militärs als sozialem Feld beitragen. Für Wette (1998: 128) erklärt sich so die große emotionale und intellektuelle Brisanz von Geschichte und Traditionspflege für die Soldaten: „Der Orientierung an der Vergangenheit, die durch

Traditionsbildung vermittelt werden soll, wird im militärischen Milieu auch deshalb so große Bedeutung beigemessen, weil sie, wie gesagt wird, zur ‚Verhaltenssicherheit‘ der Soldaten beitragen kann“. In der nach außen hin pragmatischen Welt des Militärs drückt sich diese Funktion im Begriff des militärischen Wissens und Könnens aus. Hier fallen insbesondere die sehr hohen Zustimmungswerte von Offizieren auf, wie Tabelle 16 belegt.

Nach Ansicht von Janowitz (1964: 196f) geht der besondere Stellenwert von Tradition wie er sich in Ritualen, Etikette und Zeremonien im Militär ausdrückt, auf deren Funktion zur Bewältigung von Angst vor dem Tode zurück. Während im dienstlichen Alltag eine Kultur des bloßen Nicht-Bennens von Tod und Verwundung besteht, herrscht im Einsatz eine maskuline Kultur der Verleugnung von Todesangst. Die betont auch Major Jan Hoffman (2003: 63), wenn er schreibt: „Dass Begriffe wie Kameradschaft, Treue, Tapferkeit, und ihre besondere Bedeutung für den Soldaten aus der unausgesprochenen Verbindung zum Tod gewinnen, sollte nicht unausgesprochen bleiben“. In einer Ansprache des Generalinspekteurs der Bundeswehr General Schneiderhan vor Bundeswehrpublikum im Oktober 2005 in Strausberg sagt er, eine Zeile von Theodor Storm zitierend: „Der Soldat trägt den Tod in der Uniformjacke“. Dieser Aussagesatz ist gewiss zutreffend, doch er selbst abstrahiert den Tod mit dem Begriff „Uniformjacke“ und appelliert gleichzeitig an die alterhergebrachte Vorstellung militärischer Tugenden wie Opferbereitschaft und Tapferkeit.

Die militärspezifischen Vorstellungen von Kampfgeist und Ehre finden sich in Ritualen von Höflichkeit, Manieren und Konventionen wieder. *Militärische Formen* besitzen sowohl eine tragende Rolle im militärischen Dienstalltag als auch in offiziellen militärischen Zeremonien. Unten ihnen versteht man Förmlichkeiten und Gewohnheiten des Alltags der Truppe sowie die Zusammenfassung der Regelungen des formalen Ablaufs von bestimmten Zeremonien der Streitkräfte. Hierzu gehören die Bestimmungen über Paraden, Appelle, Trauerfeiern, Bestattungen, Gedenkfeiern, Truppenfahnen, Fahnenbänder, Gruß und Anrede. Wie Tabelle 17 zeigt, finden gerade Offiziere im Dienstgrad (Leutnant-Hauptmann) militärische Tradition als Pflege des Brauchtums sehr positiv. Insgesamt bewerten Soldaten aller Dienstgradgruppen die Pflege des Brauchtums mehrheitlich positiv.

*Tabelle 17: „Ich finde militärische Tradition als Pflege des Brauchtums...“*

	Man.	Uffz. o.P.	Uffz. m.P.	Offz. (jun.)	StOffz.	Total
sehr positiv	9,6%	15,9%	15,7%	21,9%	10,0%	13,4%
positiv	50,2%	49,4%	58,4%	46,7%	53,3%	51,8%
teils/teils	33,3%	33,1%	22,7%	28,6%	30,0%	30,3%
negativ	5,6%	,9%	3,2%	1,9%	6,7%	3,7%
sehr negativ	1,3%	,6%		1,0%		,8%
Total N	622	320	344	105	30	1421
	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Jahr: 2003

N = 1421

tau-b = -.114\*\*

Das Praktizieren des militärischen Brauchtums ist Teil der Tradition der Bundeswehr und Ausdrucks ihres Selbstverständnisses. Alltägliche Rituale wie auch besondere Zeremonien besitzen einen spezifischen Stellenwert in der militärischen Praxis und sind Mittel von Erziehung und Ausbildung im Militär. Die einschlägige Dienstvorschrift (ZDv 10/8, Nr. 503 und 504) besagt über militärische Formen folgendes:

Sie fördern den kameradschaftlichen Zusammenhalt und die Identifikation der Soldaten mit ihren Truppenteilen und stärken schließlich Motivation und Selbstverständnis der Soldaten. Dabei werden bewusst auch die Gefühle der Soldaten angesprochen. Militärische Formen binden den Soldaten in die hierarchische Ordnung der Streitkräfte ein. In der Öffentlichkeit fördern militärische Formen das Ansehen der Bundeswehr und tragen im Rahmen der Selbstdarstellung zur Integration der Bundeswehr in unserer Gesellschaft bei.

Während bereits alltägliche Rituale aufgrund militärischen Brauchtums in ihrer Durchführung weitestgehend festgelegt sind, so sind zeremonielle Rituale in der Bundeswehr sogar durch Vorschriften und Erlasse bis ins Detail angewiesen. Zu den praktischen Handlungen, mittels derer kollektive Dispositionen verinnerlicht, tradiert und weitergegeben werden, zählen *Rituale*. Dies sind als sozial ge-regelte, kollektiv ausgeführte symbolische Handlungsabläufe zu verstehen, die aus einer Reihenfolge stilisierter sozialer Interaktionen kommunikativen Charakter bestehen. Daher sind Rituale kulturell eingebunden. Oftmals bedienen sie sich strukturierter Mittel, um die Bedeutung einer Handlung sichtbar zu machen. Rituale weisen über Bedeutungs- oder Sinnzusammenhänge hinaus und stellen sie symbolisch dar.

Im Anschluss an Durkheim betont Bourdieu (1987: 168), dass Rituale praktische Handgriffe und Körperbewegungen darstellen, die zur Übertragung von Muster beitragen, die von der Haltung bestimmt sind und wiederum die Haltung bestimmen. Auch in säkularen, gesellschaftlichen Teilbereichen wie dem Militär besitzen Rituale und Zeremonien (z.B. Flaggenparade, Morgenappell, Befehlsausgabe, Frühstückspause, Wachappell, Beförderungsappell, Kommandoübergabe) einen großen Stellenwert für die Schaffung und die Reproduktion von Gemeinsamkeit. Gleichzeitig ist mit diesen Rituale und Zeremonien immer auch die Verinnerlichung von Raum- und Zeitstrukturen verbunden. Dies drückt Bourdieu (1976: 141) folgendermaßen aus: „Zeitpunkt und vor allem Tempo der Praktiken beherrschen heißt, sich in Gestalt des Rhythmus von Gebärden oder Sprache ein ganzes Verhältnis zur Dauer auf den Leib zu schreiben, [...].“ Diese Verhältnisse werden als konstitutiv für die eigene Person erlebt. Es hängt daher vom Standpunkt des Teilnehmers ab, wie Rituale und Zeremonien erfahren und interpretiert werden.

Zunächst werde ich mich mit dem *Ritual der Meldung* einem offiziellen, alltäglichen militärischen Ritual widmen. Der Meldung kommt in der hierarchischen Ordnung des Militärs die zentrale Funktion zu, Information bereitzustellen und gleichzeitig die Autoritätsstruktur formell anzuerkennen, denn gemeldet wird stets dem Vorgesetzten. Gleichzeitig entlastet dies den Untergebenen möglicherweise Handlungssentscheidungen fällen zu müssen. In der Bundeswehr heißt es daher: „Melden macht frei“. Mit der Meldung entäußert sich der Untergebene der prinzipiellen Freiheit eine eigene Entscheidung zu treffen zu können oder zu müssen. In praktisch jeder Lage melden Untergebene ihren Vorgesetzten. Das hier gewählte Beispiel entspringt einer Lehrgangssituation, denn Ausbildung und Lehrgänge nehmen im militärischen Dienstalltag einen großen Raum ein.

Jede praktische Ausbildung und jeder Unterricht im deutschen Militär beginnt offiziell mit dem Ritual der Meldung. Sobald während eines Lehrgangs der Ausbilder den Hörsaal betritt, lässt der eingeteilte Hörsaaldienst die Teilnehmer aufstehen und meldet in militärischer Form die Vollzähligkeit des Hörsaals bzw. die (un-)entschuldigte Abwesenheit einzelner Soldaten. Bei der Ausbildung im Gelände finden die Meldungen an den Hörsaalleiter zu Beginn des Ausbildungstages statt. Das Ritual der Meldung findet schließlich Anwendung, wenn ein Soldat im Hörsaal oder im Außendienst ein Arbeitsergebnis vorträgt. Funktional dient die Meldung der Informationsweitergabe und der Einübung des Meldens. Die jeweils eingeteilten Hörsaaldienste sollen sich in dieser grundlegenden Verhaltensweise des Soldaten üben. Erscheint in einem der Hörsäle oder während der Außenausbildung die Dienstaufsicht, so meldet wiederum der jeweilige Aus-

bilder seinem Vorgesetzten. Das Entgegennehmen von Meldungen gehört zum Handlungsrepertoire des Ausbilders und Vorgesetzten. Indem Rituale auf vorgefertigte Handlungsabläufe und bekannte Symbole zurückgreifen, vereinfachen sie die Bewältigung komplexer lebensweltlicher Aufgaben, vermitteln Halt und Orientierung und stabilisieren Herrschaft. Durch gemeinschaftlichen Vollzug erhalten Rituale oftmals einen einheitsstiftenden Charakter und fördern den Gruppenzusammenhalt.

Insbesondere für Offiziere existiert mit dem *Lagevortrag* eine soziale Institution, die nicht direkt als Ritual bezeichnet werden kann, aber auch keine eigentliche Zeremonie darstellt. Der Lagevorträge sind institutionalisierte Informationspräsentationen. Rituale wie das Hackenknallen, „Ich habe den Auftrag...“, stramme Körperhaltungen und die Nutzung von Symbolen sind Teile der Lagevorträge. Lagevorträge sind zur Vorbereitung einer Entscheidung des Truppenführers, Unterrichtung des Truppenführers, des Stabes, übergeordneter oder unterstellter militärischer Führer und Information von Besuchern zu halten. Es tragen der Chef des Stabes und nach seiner Einteilung Abteilungsleiter sowie andere Offiziere des Stabes vor, bei Bedarf auch unterstellte Führer. Der Lagevortrag soll sich auf das Notwendige beschränken. Gliederung und Inhalt richten sich nach Anlaß und Auftrag. Informationssysteme, Lagekarten, Pläne, Prinzipdarstellungen und Übersichten ergänzen und veranschaulichen den Lagevortrag. Formel ist die Heeresdienstvorschrift (HDv) 100/200 „Führungsunterstützung im Heer“ einschlägig:

1109. Der *Lagevortrag zur Unterrichtung* enthält den eigenen Auftrag, die Feindlage beziehungsweise die Lage der Konfliktparteien oder anderer fremder Kräfte, die Lage und Absicht der übergeordneten Führung, der Nachbarn, bei Einsätzen in internationalen Strukturen auch die Lage der Koalitionspartner und die eigene Lage auf allen Führungsgebieten mit eigener Absicht. Bei Bedarf sind ferner vorzutragen: Auswirkungen der Berichterstattung durch die Medien, besondere Führungsprobleme, Anträge und Vorschläge. Der Lagevortrag kann mit einer Zusammenfassung abschließen.

1110. Der *Lagevortrag zur Vorbereitung einer Entscheidung* (LVE) orientiert sich in Gliederung und Inhalt an der Beurteilung der Lage. Er enthält immer die Auswertung des Auftrags, das Feststellen und Abwägen der Möglichkeiten eigenen Handelns und einen Vorschlag der besten Möglichkeit.

Der Lagevortrag ist in den deutschen Streitkräften eine soziale Institution die zum festen Repertoire des Offizierkorps gehört und zählt zu den Grundlagen der taktischen Führung. In den Führungsvorschriften deutscher Heere der mehr als letzten 100 Jahre wird Führung auf die Person des militärischen Führers konzentriert (Keller 2000: 159). Der militärische Führungsvorgang umfasst die Lage-

feststellung, die Planung einschließlich Beurteilung der Lage, Entschluss- und Operationsplan sowie die Befehlsgebung und Kontrolle. Die Schrittfolge besteht aus Lagevortrag zur Unterrichtung, einer Zwischenbesprechung und Lagevortrag zur Vorbereitung einer Entscheidung. In diesen Vorträgen wird die militärische Lage dargestellt und erörtert. Der Ausdruck „In der Lage sein“ im Sinne von Können stammt aus dem Militär, bedeutet im Militär aber an erster Stelle, dass ein Akteur mit der Situation vertraut ist. Lagevorträge finden auf allen Ebenen in der militärischen Organisationshierarchie statt. Überwiegend finden Lagevorträge zwischen militärischen Führern, also Offizieren, in Manövern und im Einsatz statt. Meist wird dem vorgesetzten Offizier von seinen Untergebenen vorgetragen, so dass dieser in der Lage ist einen Entschluss zu fassen. Dieser Entschluss wird den Untergebenen mitgeteilt und entspricht einem Befehl. Aufgrund der preußisch-deutschen Tradition des Führens mit Auftrag, wird jedoch davon gesprochen, den Entschluss des Kommandierenden umzusetzen.

Während des Lagevortrages sind die Teilnehmer zumeist stehend im Halbkreis um den höchsten Dienstgrad oder z.B. im Kreis um einen Kartentisch, oder auch auf Stühlen sitzend vor einer Projektionstafel versammelt. Von den Anwesenden wird Aufmerksamkeit und Ernst erwartet, wobei der kommandierende Offiziere durchaus mit jovialen Bemerkungen zu etwas Heiterkeit beitragen kann. Von den übrigen Anwesenden, insbesondere aber vom Vortragenden wird eine militärisch stramme Körperhaltung erwartet. Während des militärischen Grußes dem Vorgesetzten gegenüber bietet es sich an, dass der Vortragende mit den Hacken knallt, sofern er dazu die richtigen Schuhe trägt. Der militärische Gruß des Vortragenden gegenüber dem Vorgesetzten zeigt hierarchische Unterschiede an, die zwischen Dienstgradgruppen die Klassenunterschiede symbolisieren (Symoms 1989: vii). Die Vortragenden sind Offiziere mit kürzerer Dienstzeit oder niedrigerem militärischen Dienstgrad als der kommandierende Offizier. Mit der ritualisierten Formulierung „Ich habe den Auftrag...“ beginnt ein dienstgradniederer Offizier seinen Vortrag. Dies drückt sowohl Eingliederung und Unterstellung in das militärische Herrschaftssystem als auch rational-bürokratische Rechtmäßigkeit aus. Die Stimme während des Vortrages sollte laut und deutlich sein, die Sätze kurz und prägnant. Auf diese Art und Weise soll dem Zeitdruck und dem Lärm während eines Gefechts entsprochen werden. Die Performanz während des Lagevortrags ist für die Beurteilung eines Untergebenen durch den Vorgesetzten von enormer Bedeutung. Als soziale Institution repräsentiert die Teilnahme am Lagevortrag die Dazugehörigkeit zur herrschenden Gruppe im Militär.

#### 4.4.5 Staatsadel: Korpsgeist der Führer

Der Ehrenkodex des Offizierkorps orientiert sich eng am traditionellen Ehrenverhalten aristokratischer, vorkapitalistischer Gesellschaften. Die Prinzipien dieser Ökonomien symbolischer Güter beruhen „auf der kollektiven Verdrängung des Interesses und, allgemeiner, der Wahrheit von Produktion und Zirkulation und [produziert] tendenziell „interesseffreie“ Habitus, antiökonomische Habitus, die, [...], zur Verdrängung des Interesses im engeren Sinne (das heißt im Sinne der Verfolgung des ökonomischen Profits) neigen“ (Bourdieu 1998: 152). Die Feldeffekte des militärischen Feldes, deren geschichtliche Einflüsse über die das preußische Staatsdienstethos, zurück zur oranischen Heeresreform und bis auf das Heldenethos des kaiserlichen Reichsritterheeres zurückgehen, sind für ein berufständisches Selbstverständnis verantwortlich, das sich am „noblesse oblige“ orientiert. Aber nur in fest gegründeten Ehengesellschaften kann es interessefreie Habitus, die es erlauben interessefrei zu handeln, geben (ebd. 153):

Der Adel ist der Adel als Corps, als inkorporierter Körper, Dispositionen, Habitus gewordenen Gruppe, die zum Subjekt der adligen Praktiken wird und den Adligen verpflichten, adlig zu handeln.

In modernen Gesellschaften geraten diese Prinzipien zum Anachronismus. Die Mechanismen der Statusverteilung in modernen Gesellschaften beruhen hingegen auf einem vermeintlichen Leistungsprinzip.<sup>51</sup> Die Ideologie des Leistungsprinzips dient in der Praxis dazu, die gesellschaftliche Selektion als normativ richtig darzustellen.

Anhand Webers Konzeptionisierung des Militärs als Kriegerstand, dessen leitende Angehörige zugleich Bürokraten bzw. „eine Sonderkategorie des Beamten“ (Weber 1988c: 321) sind, erfasse ich das Offizierkorps mit dem Begriff *Staatsadel*. Während Pierre Bourdieu [1989] das Konstrukt des Staatsadels (*la noblesse d'état*) für die zivile Elite Frankreichs entwickelt hat, die den dortigen Elitehochschulen (*grandes écoles*) entspringt, eignet es sich im deutschen Kontext als Konstrukt vor allem für das Offizierkorps.<sup>52</sup> Mit diesem Konstrukt lässt

---

51 Die Selbstzuschreibung von Plutokratien bzw. Klassengesellschaften als Meritokratien bzw. Leistungsgesellschaften geht u.a. auf den soziologisch amorphen Begriff der „Leistung“ zurück.

52 Die *grandes écoles* sind eine spezifisch französische Institution, deren Pendant in Deutschland noch am ehesten die Universitäten der Bundeswehr und die Führungskademie der Bundeswehr darstellen, da sie vornehmlich nur von Offizieren besucht werden können. Hinsichtlich ihrer Funktion als Eintrittskarte für ein Spitzenkarriere in

sich zum einen das soldatische Selbstverständnis der Offiziere, das sich stark vom aristokratischen *Ethos des Dienens* herleitet, und zum anderen deren Affektion zum Staat in geeigneter Weise verstehen.

Das Ethos des Dienens weist über die innermilitärischen Erfordernisse hinaus auf Verpflichtungen und dementsprechend abgeleitete Ansprüche gegenüber Staat und Gesellschaft. Janowitz (1964: 6) verwendet bereits ein Konzept von Militärelite, das alle diejenigen umfasst, die im Militär über Macht verfügen.<sup>53</sup> Dem Konstrukt des militärischen Staatsadels, lege ich die spezifische Elitenkonzeptionalisierung von Janowitz zu Grunde. Das gesamte deutsche Offizierkorps wird im Folgenden soziologisch als Staatsadel konzipiert, da sich mit diesem Konstrukt einerseits die ritterliche Idee des dienenden Kriegers und andererseits das bürokratische Element des Soldatenberufs verbinden lassen. So verbinden sich im militärischen Führer das außeralltägliche Personalcharisma und das rationale Ideencharisma scheinbar natürlicher Rechte (Roth 1987: 147).

In vielen Stehenden Armeen des Okzidents kommt bis heute dem „miles christianus“, dem abendländischen Ritter, eine implizite Vorbildfunktion zu, die sich seit dem Untergang des Rittertums im späten Mittelalter über die feudalen Armeen der frühen Neuzeit bis heute fortgepflanzt hat. Der Ritter wird „zu dem Urbild des abendländischen Soldaten“ (BMVg 1957: 76) erkoren. Die Geschichte des soldatischen Ethos reicht bis in die Zeit des mittelalterlichen Rittertums zurück (Walle 1986: 136). Ritter gingen freilich keinem Beruf nach, sondern entstammten einem Stand, der durch Lehensbesitz materiell abgesichert war. Lehensritter waren einen begrenzten Kriegsdienst schuldig, besoldete Ritter versahen einen Dienst gegen Lohn. Ehre war fester Teil der ritterlichen Haltung und orientierte sich als persönliche Ehre an Gewissen und Moral, während sie als Kollektivehre auf dem sittlichen Gruppenethos einer Gemeinschaft beruhte (Demeter 1962: 108). In der nach Ehrenregeln geführten mittelalterlichen Schlacht sollte sich die heroische Lebensauffassung der Ritter bewähren.

Das Konstrukt des Staatsadels leistet die Integration der spezifischen Berufsmerkmale des Offiziers, der zum einen in aristokratischer Tradition ein Kämpfer, zum anderen ein moderner Bürokrat in der militärischen Großorganisation ist. Das berufliche Handeln wird in historischen Berufen unter sich wandelnden Bedingungen ausgestaltet (Seyfahrth 1989: 387). Weber hat insbesondere auf die Abhängigkeit der Professionalisierung von der Bürokratisierung hin-

---

Politik, Verwaltung und Wirtschaft unterscheiden sich diese französischen Institutionen jedoch deutlich von den oben genannten deutschen Institutionen.

53 Generale und Admirale fasst Janowitz (1964: 8) unter dem gesonderten Begriff „military establishment“.

gewiesen und das moderne Militär als bürokratisch-technische Großorganisation analysiert, in der die zivilen Strukturen der funktionalen Organisation an Bedeutung besitzen. Firmierend sind für ihn ein elitäres Bewusstsein, konservativer Denkstil und etatistische Einstellung. Nach Eigeneinschätzung von Offizieren verfügen sie über eine relativ sozialkonservative politische Grundhaltung und sehen sich etwas rechts von der Mitte. Mannschaften und Unteroffiziere sehen sich vorwiegend in der Mitte des politischen Spektrums.

*Tabelle 18: „Politische Grundhaltung“*

	Mannschaften	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
Links	.9%	.6%	1.0%			.8%
2	2.1%	1.6%	1.6%	2.9%		1.9%
3	11.9%	7.6%	10.6%	11.7%	5.6%	10.5%
Mitte	50.0%	51.3%	46.9%	27.5%	27.8%	47.2%
5	28.4%	32.9%	33.6%	47.1%	61.1%	32.8%
6	5.0%	5.6%	5.8%	9.6%		5.6%
Rechts	1.6%	.5%	.4%	1.3%	5.6%	1.1%
Total N	1225	630	670	240	54	2819
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2003

N = 2819

tau-b = .084\*\*

Die inkorporierten Strukturen derjenigen die zum Militär gehen, tragen dazu bei eine bestimmte Militärkultur beizubehalten oder aber auch zu verändern. Gemäß Bald (1982 passim) und nach eigener Beobachtung und Erfahrung entstammen die Offiziere der Bundeswehr vornehmlich dem ‚exekutiven‘ Kleinbürgertum (vgl. Bourdieu 1982: 549ff) und bringen eine dementsprechend konservative Haltung mit. Ein Mensch mit dementsprechenden Dispositionen wählt den Beruf des Soldaten, da „der Habitus seine eigene Konstantheit und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft [...]“ (Bourdieu 1987: 113). Nach Bourdieu wohnt gerade eben dem Habitus eine Trägheit inne, die dazu führt, seine Dispositionen zu verstärken. Diese sich selbst verstärkenden Effekte bieten eine Erklärung für die weit verbreiteten sozial konservativen Vorstellungen im Offizierkorps hinsichtlich der Legitimität der herrschenden Ordnung und der Staatsgewalt bieten.

Der militärische Staatsadel des heutigen Offizierkorps ist ein Gesinnungs- und Schwertadel moderner Spielart. Dennoch bezieht sich dieser Begriff auf hi-

storische Bedingungen unter denen sich aus traditionellem Denken heraus der konservative Denkstil entwickelte. Diese Bedingungen sind durch spezifisch gesellschaftliche Wandlungsprozesse entstanden und betrafen das Militär in besonderem Maße. Der Kapitalismus drang mehr und mehr in traditionelle Lebensbereiche ein, was nicht ohne Widerstand in Form von Entwicklung und Ausarbeitung konservativer Ideen vor sich ging, denn schließlich sorgte der Kapitalismus dafür, dass die althergebrachte, gewachsene Ordnung der Ständesellschaft sich endgültig auflöste. Dem Adel, der mit Machteinbußen fertig werden musste, blieb in Folge des sich ausbreitenden Kapitalismus und der damit immer stärker werdenden Position des Bürgertums nur noch der Verbleib in der Landwirtschaft oder der Rückzug zum Staat bzw. ins Militär. Er begann Werte hochzuhalten, die sich auf die vorkapitalistische, noch nicht rationalisierte Zeit bezogen. Für diesen Vorgang findet Mannheim (1964: 453) die Worte:

Eine kompakte, einheitliche ideologische, irrationalistisch gestimmte Gegenbewegung konnte als Strömung nur zustande kommen, weil in der Aufklärung die Rationalisierungstendenz bis an ihre äußerste Grenze fortgeschritten war. Diese hatte es fertiggebracht, das ganze Weltbild radikal und konsequent von der Vernunft aus zu gestalten. Sie schaltete dadurch in allen Ecken und Enden des Weltbildes das *Irrationale* aus und sonderte zugleich in diesem Siegeszug Lebenselemente aus, die gerade durch diese Aussondierung zu einer Einheit zusammengerinnen und gleichfalls zu einem einheitlichen Gegenpol werden konnten. Aber gerade dieser Elemente nahmen sich jene an, die aus ihren Traditionen heraus zu diesen Erlebnis- und Denkweisen noch Zugang hatten, wie umgekehrt die ursprünglichen Träger des rationalistischen Stromes die fortgeschrittenen Teile des Bürgertums, Königtums und Bureaucratie wurden.

Während die Aufklärung ideologischer Partner bürgerlicher Kreise war, bevorzugten saturierte, traditionelle Gruppen wie der Adel die Romantik, welche von Anfang an nicht nur eine literarische Opposition gegen die aufkommende neue Welt darstellte. Die romantische Denkweise bot viele Analogien zum traditionellen, altständischen Denken. Dies verband die deutsche Romantik mit dem politischen Konservatismus, weswegen sie in Revolutionsgegnerschaft und konservativer Reaktion mündete (ebenda, 453). Altständisches, traditionelles Denken vermischt sich mit romantischem Schwärmen zu konservativem Gedankengut. Die altständische Denkweise, welche praxisorientiert ist, steht für die Annahme einer frei gewachsenen, von Gott so gewollten Wirklichkeit. Je mehr die bürgerlich-kapitalistische Lebensauffassung Einfluss auch in traditionellen Lebensbereichen gewann, desto deutlicher kristallisierte sich das konservative Denken des Wirklichkeitssinns als reale politische Opposition zur liberalistischen Position des Möglichkeitssinns heraus.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts rekrutierte sich das deutsche Offizierkorps vorwiegend aus Angehörigen des Adels. Mit der zunehmenden Bedeutung technischer Truppengattungen wie der Artillerie und den Pionieren, die von den Offizieren eine technische Ausbildung erforderten, und bei gleichzeitiger Schaffung von Massenheeren, ging der relative Anteil des Adels am Offizierkorps zurück. Mit der Öffnung des gesamten deutschen Offizierkorps für die sog. erwünschten Kreise, die im Zuge der Heeresvermehrungen während der preußisch-deutschen Einigungskriege der 1860er Jahre erfolgten, veränderte sich die Rekrutierungsbasis.<sup>54</sup> Dennoch verstand sich das gesamte preußisch-deutsche Offizierkorps in seinem Selbstverständnis als aristokratischer „Schwertadel“ wie er noch im Mittelalter existierte. Der Ehrenkodex der Offiziere entsprach adligen Werthaltungen. Die Reichswehr der Weimarer Republik stellte aufgrund der Begrenzung des Versailler Vertrages auf 115.000 Mann<sup>55</sup> noch einmal ein retardierendes Moment im prozentualen Rückgang des Adels im Offizierkorps dar. Bis zum II. Weltkrieg dominierte weiterhin der Adel und das adelige Leitbild des Offiziers blieb ungebrochen. Wie in einer ständischen Sozial- und Wertpyramide rückten die Adligen bevorzugt in die höheren Offiziergrade nach, und der Anteil der Adligen nahm mit der Höhe des Ranges zu (Bald 1982: 93). Bald spricht in diesem Zusammenhang von der *Adelspyramide* als einem strukturierenden Element der Personalrekrutierung, das einen Selektionsmechanismus darstellt.<sup>56</sup> In der Reichswehr betrug der Adelsanteil der Generalität am 1. Mai 1932 im Heer 45,5 Prozent (Jung 1990: 119). Nach der Heeresvermehrung Mitte der 1930er Jahre hatte das Heer der deutschen Wehrmacht im Kriegsjahr 1943 gerade noch 20 Prozent adelige Generale (Schössler 1977: 181). Auch unter den Spitzenoffizieren der Bundeswehr wirkte in den Anfangsjahren der traditionelle Adelshintergrund und geringe Akademikeranteil stark nach (Jung 1990 passim).

Was heute im deutschen Offizierkorps von einer ursprünglich aristokratischen Tradition noch bleibt, ist der Anspruch der Selbstlosigkeit und Uneignen-nützigkeit des militärischen Berufsstandes im Dienst am Staat. Bourdieu untersucht nun vor allem die sozialen und mentalen Strukturen des Staatsadels, welche die Mechanismen der Elitenselektion bedingen. Ein besonderes Augenmerk Bourdieus richtet sich dabei auf die Rolle des *esprit de corps*, der der Formation

---

54 „1865 konnte der Adel die Mehrheit im gesamten Offizierkorps mit 51,1 % gerade noch – unwiderruflich das letzte Mal in der preußisch-deutschen Militärgeschichte – behaupten“ (Bald 1982: 86).

55 100.000 im Reichsheer und 15.000 Mann in der Reichsmarine.

56 Im deutschen Marineoffizierskorps spielte der Adel allerdings nie eine bedeutende Rolle. Daher stellte der Adel auch nicht sonderlich viele Admirale.

des Staatsadels dient. Der spezifische *Korpsgeist* des Militärs – schließlich stammt der Begriff aus diesem Bereich – ist zu Bourdieus Konzept des Staatsadels besonders gut anschlussfähig. Soldatischer Habitus und *Korpsgeist*<sup>57</sup> sind zentrale Bestandteile des Staatsadels. Durch das Konzept des Staatsadels können die Eigenart, das Selbstverständnis, der Selektionsmechanismus und der Reproduktionsmechanismus des deutschen Offizierkorps abgebildet werden. Das Militär ist ein äußerst komplexes soziales Feld und der Ansatz des *Korpsgeistes* erlaubt es besser zu verstehen, wie das Militärische im beruflichen Alltag der Soldaten durchgehalten werden kann:

„Die Grundlage der Macht der Worte wird durch die Komplizenschaft gebildet, die mittels der Worte zwischen einem in einem biologischen Körper Fleisch gewordenen sozialen Körper, dem des Wortführers, und den biologischen Körpern sich herstellt, die soziale zugerichtet sind, seine Anweisungen anzuerkennen, aber auch seine Ermahnungen, seine Anspielungen oder seine Befehle, und die die ‚gesprochenen Subjekte‘ sind, die Getreuen, die Gläubigen. Es ist all das, was, wenn man darüber nachdenkt, der Begriff des *Korpsgeistes* wachruft: soziologisch faszinierende und erschreckende Formel“ (Bourdieu 1992c: 84).

Ein korpsartiger Zusammenhalt folgt aus der Rekrutierung aus einer relativ homogenen Basis, den damit verbundenen spezifischen Dispositionen und den gemeinsamen militärischen Erfahrungen während der Ausbildung und der Ausübung des Dienstes (Unterseher 1986: 286). Aus Vertrautheit in der Gemeinschaft sowie der Habitualisierung von Kommunikation und Handeln folgt nebenbei eine effizienzsteigernde Funktion.

---

57 Das Korps ist durchaus im französischen Sinne als eine Einheit zu verstehen, die sich aus einer Vielzahl von Körpern bildet. Damit sind *Korpsgeist* und *Habitus* begrifflich eng verbunden, da beide sich u.a. durch die Verkörperung bzw. Inkorporation sozialer Bedingungen auszeichnen.

*Tabelle 19: „In der Bundeswehr sollte stärker als bisher der Korpsgeist und ein bestimmtes Elitebewusstsein entwickelt werden.“*

	Man.	Uffz o.P.	Uffz m.P.	Offz (jun.)	StOffz	Total
richtig	21.6%	27.8%	20.5%	24.8%	15.4%	23.1%
eher richtig	51.3%	45.9%	35.7%	31.3%	23.1%	44.2%
eher falsch	23.0%	23.7%	35.7%	37.9%	43.6%	27.7%
falsch	4.1%	2.6%	8.1%	6.1%	17.9%	5.0%
Total N	874	468	409	214	39	2004
	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%	100.0%

Jahr: 2002

N = 2004

tau-b = .088\*\*

Forderungen nach einem strengeren Korpsgeist und einem größerem Elitebewusstsein werden von einer Mehrheit der Offiziere ganz oder eher unterstützt, jedoch auch von Teilen des Offizierkorps eher abgelehnt. Korpsgeist und soldatischer Habitus zeigen sich auch im militärischen Lebensstil mit all seinen Implikationen. Von Offizieren werden weiterhin die Beherrschung von gesellschaftlichen Verhaltensstandards und ‚höheren‘ Umgangsformen erwartet, die in der militärischen Ausbildung berücksichtigt werden. Diese werden bei internen Veranstaltungen im Casino (Offizierheim) oder seltener bei Bällen gepflegt und fließen u.a. bei offiziellen Anlässen wie Empfängen in die Pflege sozialer Beziehungen ein. Die Offizierschule des Heers gibt den Offizieranwärtern daher folgende Hinweise zu den guten Gepflogenheiten des Offizierkorps:

„Grundsätzlich sind viele Veranstaltungen für den Soldaten Dienst, unserer Ehefrau, Verlobten oder Freundin ist es natürlich grundsätzlich freigestellt, aber wir sollten nicht ständig allein kommen“. (OSH o.J.: 27)

„Es ist gute Sitte, sich unter den Offizierfamilien eines Verbandes oder kleineren Standorten gegenseitig einzuladen, um Kontakt zu pflegen. Darüber hinaus sollte der junge unverheiratete Offizier bei der Familie seines Vorgesetzten zu Gast sein“. (OSH o.J.: 34)

„Das Offizierkorps nimmt mit seinen Damen Anteil an den Ereignissen in den Offizierfamilien. Es hat sich der gute Brauch entwickelt, dass jede Dame zum Geburtstag einen Blumenstrauß überbracht bekommt“. (OSH o.J.: 36)

Der Offizierennachwuchs der Bundeswehr des Jahres 1967 stellte zwar den letzten Jahrgang dar, der noch nach den 100 Jahre vorher eingeführten Kriterien der er-

wünschten Kreise erfasst wurde (Bald 1982: 61) was der Pflege altherbrachter Sitten und Gebräuche aber keinen grundsätzlichen Abbruch getan hat. Das heutige Offizierkorps der Bundeswehr wird vor allem aus vor allem aus Söhnen von Familien des aufstiegsorientierten Kleinbürgertums rekrutiert (Bonneman/Hoffmann-Broll 1999: 23), denen der Offizierberuf als sozialer Aufwärtsmechanismus dient. So stellte schon Eric Waldmann (1963 *passim*) fest, dass sich deutlich mehr als früher junge Männer aus minderbemittelten Schichten für den Offizierberuf in der Bundeswehr interessieren und in ihm eine Chance zum gesellschaftlichen Aufstieg sehen.

Etwa fünfzehn Prozent der Soldaten der Bundeswehr sind Offiziere und bilden somit eine sektorale Elite. Während Offiziere aufgrund ihrer Position die Elite der Bundeswehr repräsentieren, stellen Generale und Admirale die Elite dieser Elite dar. Der Begriff der ‚Elite der Militärelite‘ wird an dieser Stelle im Sinne des positionalen Ansatzes der Elitenforschung verwendet, so dass General oder Admiral zu sein nicht nur mit sehr guter Bezahlung (B6 bis B10) sondern auch mit Fragen gesellschaftlicher Anerkennung und Einflussmöglichkeiten verbunden sind. Die heutige Elite der militärischen Elite gilt aber in ihren Interaktionsbeziehungen isoliert, so dass sie in die Elitenetzwerke der BRD nur wenig integriert ist (Hoffmann-Lange 1992: 403). Kein Wunder, stammt doch die Generalität und Admiralität im Gegensatz zu anderen „Funktionseliten“ (Stammer 1965: 65) – von Gewerkschaftsführern einmal abgesehen – aus sozio-ökonomisch niederen Schichten. Selbst die Elite der Militärelite der Bundeswehr besteht überwiegend aus sozialen Aufsteigern.

Das große symbolische Kapital des staatlichen Feldes dient den sozialen Aufsteigern in Uniform zumindest im Binnendiffusionskurs zur Legitimation ihres neu erworbenen Status. Mit der Etablierung des Staates und des Stehenden Heeres zu Beginn der Moderne wurde das Militär Teil der politischen Gesellschaft des Staates. Die zivile Klassengesellschaft ist vom militärischen Feld abgespalten, wenngleich doch die Soldaten aus der *società civile* stammen und sich die Klassenstruktur im Militär abbildet. Die meisten Offiziere der Bundeswehr stammen seit Jahrzehnten aus der Volksklasse (Bourdieu) sind aber dem aufstiegsorientierten Kleinbürgertum zuzurechnen.

Das Offizierkorps der Bundeswehr in seiner Gesamtheit sowie die Elite innerhalb dieser militärischen Elite vereinen mehrere Elitentypen in sich. Offiziell stellt das Offizierkorps eine *Funktionselite* dar, da es seinen Aufstieg allein den eigenen Meriten verdankt. Leistung und Können hat demnach diese Funktionselite in einem offenen Leistungswettbewerb unter Beweis gestellt und hebt sich dadurch als Spitzenleistungsträger von anderen gesellschaftlichen Gruppen ab. Ihre Position und die damit einhergehenden Privilegien rechtfertigen sich dann

aus der spezifischen Funktion dieser Berufsgruppe und ihrem unverzichtbaren Beitrag zum Wohlergehen eines Gemeinwesens. Der Selbstanspruch vieler Offiziere sieht den eigenen Berufsstand aber auch als *Wertelite*, die sich aus der moralischen Hochrangigkeit des Offizierberufs herleitet. In der stets betonten Aufopferungsbereitschaft des Militärs für die zivile Gesellschaft kommt den Soldaten eine moralische Vorbildfunktion zu. Eine wichtige Dienstvorschrift des Heeres bestätigt dieses Selbstverständnis:

Seine *Moral* schöpft der Soldat aus der Überzeugung vom Sinn und von der Rechtmäßigkeit seines Einsatzes, aus dem Vertrauen in seine Führer und in sich selbst, aus seiner Ausrüstung sowie aus dem kameradschaftlichen Zusammenhalt. Die Bereitschaft zur Leistung wächst mit der *Einsicht*. Das Bewusstsein, einen rechtmäßigen Auftrag durchzuführen, sowie die Überzeugung, dass für ihn und seine Angehörigen auch in Zeiten besonderer Not gesorgt wird, geben dem Soldaten Kraft, sich auch unter *Opfern* einzusetzen. Moral bildet sich nicht von selbst. Sie zu schaffen und zu festigen bedarf ständiger Bemühungen aller militärischen Führer. Sie wird durch die *Unterstützung der Öffentlichkeit* gefördert (HDv 100/100: Nr. 309).

Gesellschaftliche Führungsgruppen beruhen aber auch auf ihrer Machtposition. Den Aspekt des Machterwerbs und -erhalts von Eliten betont die klassische Elitentheorie von Gaetano Mosca [1896], Robert Michels [1911], und Vilfredo Pareto [1916]. Diese klassischen Theorien der *Machtelite* gehen davon aus, dass Gemeinwesen ohne hierarchische Gliederung oder einen Führer handlungsunfähig sind. Einer oligarchischen Minderheit fällt es daher zu, die breite Masse zu organisieren und zu führen. Machtbasis sind die Beherrschung der Techniken des Machtkampfes, Willensstärke, Ehrgeiz, Durchsetzungskraft, Machtstreben und persuasive Kompetenz. Eine Machtelite zeichnet sich durch Verfügungsgewalt über gesellschaftliche Machtmittel und Schlüsselpositionen sowie Kontrolle über zentrale Entscheidungsprozesse aus (Wiesendahl 1997: 30). Während die Eigenschaften zum Aufstieg in die Machtelite auch auf die von Offizieren geforderten Eigenschaften zutreffen, so ist das Offizierkorps doch eher eine schlafende Machtelite. Unter regulären Verhältnissen hat die Armee der zivilen Herrschaft zu gehorchen und der Staatführung die notwendigen Machtmittel zur Verfügung zu stellen. Direkte Macht erhält das Militär allerdings in politischen Krisen wie etwa bei Volksaufständen, Revolutionen und Bürgerkrieg. Solche Situationen sind oftmals von der Frage geprägt, auf welche politische Seite sich Militär und Polizei schlagen werden. Militärschläge in denen das Militär selbst zur politischen Führung wird und damit Pertos Modell von Elitenkonkurrenz entsprechen, sind eher die Ausnahme. Vielmehr scheint Michels Annahme, die auch Bourdieu teilt, zuzutreffen, dass Machteliten selten zirkulieren und die herr-

schende Klasse letztlich erhalten bleibt, indem sie potenzielles Führungspersonal aus der Gesamtheit der Volksklasse (Bourdieu) aufnehmen und sich dadurch regenerieren und stabilisieren.

#### 4.5 Zwischenfazit

Der Staat beansprucht nach Bourdieu und in Anlehnung an die bekannte Definition von Max Weber auf seinem Territorium das Monopol legitimer symbolischer Gewalt über die darauf lebenden Menschen. Bourdieu subsumiert aber auch das Monopol der legitimen physischen Gewalt unter sein Konzept der Staatsgewalt. Er beschreibt die Genese des modernen Staates historisch als das Produkt der Konzentration verschiedener Kapitalsorten. Dabei erwähnt er ausdrücklich das „Kapital der physischen Gewalt bzw. der Mittel zur Ausübung dieser Gewalt (Armee, Polizei)“ (Bourdieu 1998: 100). Dieser Prozess der Akkumulation, so Bourdieu weiter, führt unweigerlich zur Bildung eines spezifischen staatlichen Kapitals. Die Entstehung dieses Kapitals zur Bildung symbolischen Kapitals geht einher mit der Entstehung des Feldes der Macht. Dieses Kapital, das genuin ist für das Feld der Macht, bildet eine Art Metakapital, welches wiederum Macht über die anderen Kapitalsorten und ihre Reproduktion hat, da es das Verhältnis dieser zu einander bestimmen kann. Der Staat bzw. das Feld der Macht, in dem um die Herrschaft über den Staat und der ihm eigenen Kapitalsorte gekämpft wird, erhält seine Legitimation durch Verankerung in den sozialen und mentalen Strukturen die vergessen haben, dass der Staat aus einer langen Prozessreihe von Setzungsakten hervorgegangen ist, weswegen er sich mit allem Anschein der Natürlichkeit präsentieren kann. Auch die Ausdifferenzierung der Mittel der Gewaltanwendung in Militär und Polizei sind Resultat historischer Entwicklungen.

Die innere Gestalt der sozialen Felder ist aufgrund der ihnen innenwohnenden antagonistischen oder komplementären Kräfte geordnet. Das Feld der Macht beeinflusst die unterschiedlichen Praxisfelder, die Bourdieu auch als Kraft- und Kampffelder bezeichnet, da es sich aus denjenigen Akteuren oder Institutionen zusammensetzt, die über notwendige Kapitalien zur Einnahme von beherrschenden Stellungen in unterschiedlichen sozialen Feldern verfügen. Dies führt innerhalb der sozialen Felder zur bipolaren Differenzierungen in herrschend/beherrscht (Bourdieu 1982: 732). Damit sind soziale Felder stets hierarchisch strukturiert; Bourdieu versteht aber soziale Felder auch immer als Kampffelder. Mir scheint, dass er dabei nicht zureichend zwischen einerseits den Kämpfen der herrschenden Akteure des Machtfeldes, die diese in ein soziales Feld hineintragen und dort austragen, und andererseits den bloßen Positionsunterschieden in-

nerhalb eines sozialen Feldes differenziert. Längst nicht jeder absolut beherrschte Akteur innerhalb eines sozialen Feldes – sogar die deutliche Mehrheit – verhält sich kämpferisch. Ganz im Gegenteil zeichnet sich die Mehrheit der Menschen in Arbeitsorganisationen durch Einordnung in die herrschenden Verhältnisse aus. Ohnehin gibt es für die Mehrheit der abhängig Beschäftigten keine Karrieren, sondern allenfalls kleine Beförderungen.

Auf Grundlage der Dichotomie von „Restaurateuren“ und „Reformern“ (BMVg 1957: 75) und den spezifischen Konzeptionalisierungen des militärischen Berufstandes lassen sich idealtypisch zwei rivalisierende Modelle darlegen. Diese beiden Modelle gehen insbesondere auf die angelsächsische Diskussion in der modernen Militärsoziologie zurück, wie sie im Anschluss an Huntington und Janowitz geführt wurde, doch auch die deutschsprachige Nachkriegsdiskussion über das Berufsbild hauptberuflicher Soldaten abbilden. Grundsätzlich bestehen zwei konkurrierende Konzeptionen von soldatischem Berufsbild und militärischem Professionalismus: *The Profession of Arms* (Huntington 1957; Abrams 1965) und *The Pragmatic Military Profession* (Janowitz 1960; Segal 1986: 363), wie sie in der angelsächsischen Militärsoziologie bezeichnet werden. Der Vorstellung vom Soldatenberuf als ‚Beruf sui generis‘ entspricht das angelsächsische Modell der ‚Profession of Arms‘. Dem gegenüber lässt sich das soldatische Berufsbild des ‚professionellen Bürgersoldaten‘ ausmachen, dem das angelsächsische Modell der ‚Pragmatic Military Profession‘ entspricht. Diese beiden Idealtypen wurden knapp dargestellt, da diese Leitbilder für ein besseres Verständnis des militärischen Feldes in Deutschland und anderen westlichen Staaten von großer Bedeutung sind, wohnen ihnen doch die Hauptkonfliktlinienfeldinterner Kämpfe und Spannungen inne.

Der prinzipielle Unterschied zwischen diesen Konzeptionen liegt in der Bewertung individueller Freiheitsrechte des einzelnen Soldaten. Beide Konzeptionen finden sich auf der einen Seite in den soldatischen Idealtypen des heroic leader/combat-warrior/martialischer Kämpfer und auf der anderen Seite im managerial leader/Gendarm/Staatsdiener in Waffen wieder. Letztlich steht in diesen konkurrierenden Konzeptionen die zentrale Frage zur Disposition, ob das militärische Prinzip von Befehl und Gehorsam durch die Möglichkeit eines bedingten Gehorsams gegenüber der militärischen und politischen Führung zu erweitern ist. Wird Soldaten das Recht auf Gewissensprüfung zugebilligt, so wird gleichzeitig der Primat der Politik eingeschränkt. Der Primat der Politik ist jedoch für Stehende Heere von grundsätzlicher Bedeutung für die Legitimation von militärischer Gewaltanwendung. Durch das demokratische Recht auf Gewissensprüfung wird hingegen die *absolute* politische Legitimität einer Regierung und des Staates in Zweifel gezogen. Damit ergeben sich aus dem jeweiligen soldatischen

Berufsbild weitgehende gesellschaftspolitische Konsequenzen für das Politik- bzw. Demokratieverständnis eines Landes.

Im Sinne Bourdieus ist nicht zu erwarten, dass ein ‚sekundärer‘ (Beruf-)Habitus (Lettke 1995: 46), vom ‚primären‘ grundsätzlich Habitus abweicht, da der Habitus praktisch die zweite Natur eines Individuums darstellt und somit unteilbar ist. In Bourdieus Konzept schließt der Habitus eben die lebensgeschichtlichen Bildungsprozesse insgesamt sowie die allgemeinen und schichtspezifischen kulturellen Wissensbestände mit ein. Zum einen führt zwar die Trägheit des Habitus dazu, dass er mittels seiner Vorangepasstheit die ihm angemessenen sozialen Felder sucht, andererseits erlauben die Felder nur dem mit dem richtigen Habitus ausgestatteten Akteur den Verbleib. Mithin muss das, was als Berufshabitus bezeichnet wird, als *feldspezifischer Habitus* betrachtet werden. Der Habitus wird nach der Primärsozialisation des Elternhauses und Sekundärsozialisation durch Peers im Laufe eines Lebens durch Berufsbiographien und die jeweiligen sozialen Felder erweitert und verändert. Es findet sich bei Bourdieu kein Hinweis darauf, dass von einem geteilten Habitus ausgegangen werden kann. Die Untersuchung des militärischen Feldes Deutschlands bestätigt diesen Befund und zeigt hinsichtlich des soldatischen Habitus, dass dieser ein feldspezifischer Habitus ist, der aber in den Akteuren fest verankert ist. In einem anderen Zusammenhang spricht Japp (2003: 80) von „Passungen“, die sich ergeben, wenn man nicht allein vom Individuum her denkt, sondern gleichzeitig das jeweilige Sozialsystem mit seinen ethischen Normen berücksichtigt. Die Passung ist ein angemessener Begriff, um die Funktion des feldspezifischen Habitus zu verstehen.

Wie oben beschrieben ist die Struktur des militärischen Feldes durch spezifische Kapitalien geprägt und hängt von der Verteilung dieser Kapitalsorten ab. Dem einzelnen Soldaten erscheint das militärische Feld dabei als ein Komplex von Voraussetzungen und Zwängen, zugleich aber auch endlicher Menge möglichen Nutzens. Selbst in der dienstlichen Alltäglichkeit sind die Außertäglichkeit des soldatischen Berufstandes und die gesamte Geschichte des militärischen Feldes über soziale Institutionen präsent und vergegenständlicht. Durch die Einbettung in eine Gesamtheit von Regeln und Regularitäten ist die dauerhafte Existenz von sozialen Institutionen möglich. Der relationale Ansatz Bourdieus betont jedoch, dass auch die objektivierte Geschichte der Praxis eines Feldes veränderbar ist, weil alle aktuellen Praxisformen zur Fortschreibung oder Veränderung der feldspezifischen Praxis beitragen.

Die staatliche Bürokratie gibt aufgrund eines allgemeinen Rationalisierungsprozesses ein Modell für die Organisation der Armee ab, womit der Offizier zu einer „Sonderkategorie des Beamten“ wird (Weber 1988: 321). In diesem Zu-

sammenhang hat Weber insbesondere auf die Abhängigkeit der Professionalisierung von der Bürokratisierung hingewiesen, die gemäß den Prinzipien eben dieser Bürokratie wiederum die Amtstätigkeit als Beruf voraussetzt. Das bürokratische Prinzip der Seniorität besitzt im militärischen Laufbahnsystem bis zu genau bestimmten Gabelungen der Laufbahnentwicklung absoluten Vorrang vor Expertise. Damit trägt das bürokratische Laufbahnsystem bedingt zum Prinzip der Hierarchie im Militär bei. Diesbezüglich ist besonders bedeutend, dass mit dem Professionalismus auch ein ständisches Moment im beruflichen Selbstverständnis von Beamten – und dem Offizier als einer Sonderkategorie des Beamten – verbunden ist und sich aus ihrer Stellung gegenüber den Beherrschten ableitet (Weber 1972: 550ff). Das harmonisch gerundete Standessystem des Militärs besitzt einen vormodernen Kern, insofern es einen vorgezeichneten und vorbestimmten Weg darstellt, der nach Übernahme auf Lebenszeit prinzipiell nicht mehr individuell auszufüllen ist.

Erst für den Karriereoffizier werden gänzlich die Anforderungen der Moderne relevant. Man verlässt sich nicht mehr auf das Laufbahnsystem, sondern muss individuell an seinem Aufstieg arbeiten. Ob man Karriere macht oder nicht, besitzt einen prinzipiell offenen Ausgang. Damit bekommen die offiziellen und inoffiziellen Beurteilungskriterien für die Karriere eines ehrgeizigen Offiziers eine herausragende Bedeutung. Seiteneinstiege sind nur ausnahmsweise für Fachleute vorgesehen und führen fast nie in die Militärelite der Generale und Admirale. Militärorganisationen wie die Bundeswehr, in denen man zum Soldat auf Lebenszeit werden kann, sind einerseits durch die Vorbestimmtheit einer vorgezeichneten militärischen Laufbahn geprägt, andererseits zeichnet sich das militärische Laufbahnsystem durch eine enorme Verästelung aus. Von Anfang an erfolgreich zu bestehende Lehrgänge und notwendige Verwendungen in bestimmten Funktionen sind erforderlich, um im permanenten Selektionsprozess die nächste Hürde zu nehmen: entweder Förderung oder „Ende der Karriere“<sup>58</sup>. Das dahinter stehende offizielle Prinzip ist in allen Dienstgradgruppen das der Bestenauslese.

Vom Abschneiden in Lehrgängen und vor allem von der Beurteilung des Vorgesetzten hängt es ab, welche Richtung die Laufbahn nehmen wird. Beurteilungskriterien sind z.B. gemäß deutschem Soldatengesetz *Eignung*, *Befähigung* und *Leistung*. Im Idealfall ist der Vorgesetzte in der Lage, diese Kriterien sachlich anzuwenden und durch Erfahrung sowie persönliche Kenntnis der Person des zu Beurteilenden zu einem ausgewogenen Urteil zu kommen. In der Praxis spielt allerdings die persönliche Werthaltung des Vorgesetzten eine nicht zu un-

---

58 Salopp in der Bundeswehr auch „EdeKa“ genannt.

terschätzende Rolle bei der Beurteilung eines Untergebenen. Eignung, Befähigung und Leistung sind relative Größen.

Der besondere Stellenwert von Führung als spezifischem Kulturkapital im Militär, wurde oben dargelegt. In diesem Sinne ist unter militärischem Kapital in erster Linie die Beschaffenheit der militärischen Ideologisierung von Führung zu verstehen. Dieses militärische Kapital dient der Konstitution und Reproduktion personal gebundener symbolischer Macht. Alltägliche, symbolische Machtstrukturen werden im militärischen Feld charismatisch vermittelt. Betrachtet man den Zusammenhang der Konzepte des Feldes und der Kapitalsorten, so lässt sich festhalten, dass die Verfügungsgewalt über die im jeweiligen Feld als legitim anerkannten Kapitalsorten die eigene Position in Relation zu den anderen Akteuren des Feldes bestimmt. Dies erklärt, dass die Struktur eines Feldes zumindest theoretisch nicht unumstößlich festgelegt ist, sondern aufgrund des relationalen Charakters der die Struktur des Feldes bildenden Positionen, ständigen Veränderungen gegenüber offen ist.

Die Innere Führung ist die Summe aller Maßnahmen zur Verwirklichung des Staatsbürgers in Uniform. Das Konstrukt des Staatsbürgers in Uniform stellt das militärische Pendant zum zivilen Ideal des „mündigen Bürger“ eines Gemeinwesens dar. Daher fasse ich die Konzeption der Inneren Führung als Teil des weitgehenden und umfassenderen Konstrukts vom Staatsbürger in Uniform. Die Bundeswehr befindet sich seit den 1990er Jahren unabewislich in einer Transformation, doch ist weithin offen wohin und ob zum besseren. Soll gemäß der Inneren Führung die Würde des Menschen als Individuum und Persönlichkeit tatsächlich über allen Forderungen an den Soldaten stehen, der Uniformträger seinem Gewissen verpflichtet sein, beim Überschreiten von bestimmten Grenzen die Pflicht zum Widerstand bestehen, Recht auch der Begrenzung von Macht dienen und der Soldat aus Verantwortung als Staatsbürger mit der anvertrauten Macht gewissenhaft umgehen, so wäre dies vermutlich das Ende zentraler Prinzipien in Stehenden Armeen. Die Entwicklung der „Neuen Bundeswehr“ (Biehl 1998) spricht nicht dafür, dass es nach dem Ende des Kalten Krieges zu einer Renaissance der Inneren Führung gekommen ist. Die Weisung „Anforderungen an den Offizier des Heeres“ von 1994 sollte vielmehr erneut korporative Geschlossenheit begründen und ein Abrücken des Heeres vom Leitbild des Staatsbürgers einleiten (Bald 1999: 31f). „Was in Coesfeld im November 2004 zunächst aufgedeckt wurde und dann wie ein Brand nahezu die gesamte Republik erfasste, zeigt, wie sehr der Bundeswehr der „Staatsbürger in Uniform“ verloren gegangen ist“ (Bald 2005: 187). Dieses Berufsleitbild und die damit einhergehende Konzeption Innere Führung weiter zu marginalisieren, würde zu einer stärkeren gesellschaftlichen Isolierung der gesamten Bundeswehr führen.

Im traditionellen Berufsmodell des Soldaten findet Kontrolle durch Rollenzuschreibung statt, so dass Autorität auf der erfolgreichen Verankerung der jeweiligen Verhaltensmuster beruht. Die akzeptierten Mitglieder des Berufstandes wissen in diesem Modell was von Ihnen erwartet wird und wem gegenüber Respekt zu zollen ist. Wird die Vertrautheit mit dieser soldatischen Verhaltensangemessenheit nicht bereits bei Eintritt ins Militär mitgebracht, so wird ein Sinn für angemessenen Habitus spätestens in den militärischen Bildungsanstalten vermittelt, eingimpft und oftmals auch angenommen. Die erwünschte Orientierung und Gesinnung wird den Rekruten und jungen Soldaten in einer ersten Sozialisierungsphase vorgegeben und durch diese mehr oder weniger gut angenommen. Die Einfachheit oder Schwierigkeit mit der dieser ‚Lernprozess‘ geschieht, hängt mit den bereits in der Primärsozialisation erworbenen Dispositionen zusammen.

Im militärischen Sozialleben wird charakterlicher Eignung, Leistung und Befähigung sowie Dienstethos ein hoher Stellenwert zugesprochen. Wer diese Dispositionsmuster verinnerlicht, hat gute Chancen auf positive Beurteilungen und eine erfolgreiche Karriere. Für einen aufstrebenden Soldaten kommt es daher darauf an, sich die von Vorgesetzten als erwünscht wahrgenommenen Werthaltungen anzueignen und im mündlichen wie körperlichen Verhalten zu repräsentieren. In einem langjährigen Prozess, in dessen Verlauf die Angemessenheit und die Richtigkeit dieser Werthaltungen überprüft, bestärkt oder verworfen wird, verfestigen sich diese soldatischen Dispositionen und werden weiter internalisiert.

Bourdies Theorie der Praxis bestimmt die Praxisformen der einzelnen sozialen Felder abhängig von den Handlungen und Handlungsdispositionen der auf bestimmten Positionen in einem Feld befindlichen sozialen Akteure ohne eine bloße Handlungstheorie zu sein. Handeln ist für Bourdieu sehr stark durch Interessen und Konkurrenz bestimmt, wenn auch sein Interessebegriff weitaus tiefgründiger ist, als beispielsweise in der rational-choice Theorie. Felder entstehen wo unterschiedliche Interessenkonstellationen aufeinander treffen. Da Bourdieu dem Kampf um Macht eine überragende Bedeutung zur Erklärung der Sozialwelt beimisst, besteht kein Raum für Aspekte die nicht ausschließlich aus dem Kampf um die Definitionsmacht innerhalb eines Feldes abgeleitet werden können. Die Analyse des militärischen Feldes zeigt, dass die theoretischen Grundlagen der Theorie der Praxis zur Weiterentwicklung von Bourdieus Feldkonzept verwendet werden sollten, so dass man die Sozialwelt noch besser als ein in unterschiedliche Praxisfelder sozial differenziertes Ensemble begreifen kann. Die Ausdifferenzierungsprozesse spezifischer Felder in Richtung auf eine höhere Autonomie einzelner sozialer Felder, wie dies Bourdieu beispielsweise am Feld

der Literatur oder Kunst demonstriert hat, ganzheitlich zu systematisieren, wäre der Feldtheorie dienlich und würde ihr zusätzlich eine evolutionssoziologische Komponente verleihen.